



Leseprobe

Elizabeth George

Den sie betrügt man nicht

Roman

Bestellen Sie mit einem Klick für 9,99 €



Seiten: 720

Erscheinungstermin: 16. März 2015

Mehr Informationen zum Buch gibt es auf

www.penguinrandomhouse.de

Inhalte

- Buch lesen
- Mehr zum Autor

Zum Buch

Der Tod macht keine Ferien, auch nicht inspector Lynley zuliebe ...

Der rätselhafte Tod eines jungen Pakistani versetzt das beschauliche englische Seebad Balford-le-Nez in Aufruhr. Da Inspector Lynley soeben seine Hochzeitsreise angetreten hat, beginnt Barbara Havers auf eigene Faust zu ermitteln – und findet sich in einem Familienkrieg wieder, in dem Geldgier, Abhängigkeit und blinder Gehorsam einen Nährboden der Gewalt bereitet haben ...



Autor

Elizabeth George

Akribische Recherche, präziser Spannungsaufbau und höchste psychologische Raffinesse zeichnen die Bücher der Amerikanerin Elizabeth George aus. Ihre Fälle sind stets detailgenaue Porträts unserer Zeit und Gesellschaft. Elizabeth George, die lange an der Universität »Creative Writing« lehrte, lebt heute in Seattle im Bundesstaat Washington, USA. Ihre Bücher sind allesamt internationale Bestseller, die sofort nach Erscheinen nicht nur die Spitzenplätze der deutschen Verkaufscharts erklimmen. Ihre Lynley-Havers-Romane wurden von der BBC verfilmt und auch im deutschen Fernsehen mit großem Erfolg ausgestrahlt.

Buch

Ganz London stöhnt unter einer Hitzewelle. Kein Wunder, dass selbst die Hochzeitsgäste von Inspector Lynley und Lady Helen von einer Reise ans Meer träumen. Besonders Lynleys Assistentin Barbara Havers, die noch immer an den Folgen eines Berufsunfalls leidet, spielt mit dem Gedanken, sich ein paar Tage Erholungsurlaub zu nehmen. Doch dann verlässt ihr Nachbar, der pakistanische Universitätsprofessor Azhar, mit seiner kleinen Tochter überstürzt die Stadt – in dringenden Familienangelegenheiten, wie er sagt. Und kurz darauf hört Barbara im Fernsehen, dass in der kleinen Küstenstadt Balford-le-Nez ein rätselhafter Todesfall für Aufregung sorgt: Ein junger Pakistani wurde ermordet aufgefunden. Alles nur Zufall? Auf eigene Faust bricht Barbara in das alte beschauliche Seebad auf und beginnt mit ihren Nachforschungen. Als sie herausfindet, dass im Namen des Familienunternehmens, für das der Ermordete tätig war, nicht nur legale Geschäfte betrieben wurden, stößt sie auf eine Mauer aus Hass und Schweigen. Ihr Nachbar Azhar, der mit dem Unternehmen zu tun hat, versucht zu vermitteln – doch der Lösung des Falls kommen sie nicht näher. Im Gegenteil ...

Weitere Informationen zu Elizabeth George
sowie zu lieferbaren Titeln der Autorin
finden Sie am Ende des Buches.

Elizabeth George

Denn sie betrügt
man nicht

Ein Inspector-Lynley-Roman

Deutsch von
Mechtild Sandberg-Ciletti

GOLDMANN

Für Kossur
In Freundschaft und Liebe

Where is the man who has the power and skill
To stem the torrent of a woman's will?
For if she will, she will, you may depend on't;
And if she won't, she won't; so there's an end on't.

(Welcher Mann besitzt die Gewandtheit und die Kraft,
den machtvollen Willen einer Frau zu bändigen?
Denn wenn sie will, dann will sie, darauf ist Verlass;
Und wenn nicht, dann will sie eben nicht, und fertig.)

Inschrift auf einer Säule auf dem
Dane John Field in Canterbury

Prolog

Der Abstieg in Ian Armstrongs Leben hatte an dem Tag begonnen, an dem er seinen Arbeitsplatz verlor. Schon als man ihm die Stellung zugesagt hatte, war ihm klar gewesen, dass es nur eine Arbeit auf Zeit war. Die Annonce, auf die er sich gemeldet hatte, hatte nichts anderes vorgegeben, und man hatte ihm nie einen festen Vertrag angeboten. Doch nachdem zwei Jahre vergangen waren, ohne dass je das Wörtchen Entlassung gefallen wäre, hatte Ian unklugerweise zu hoffen gewagt. Das war dumm gewesen.

Ians vorletzte Pflegemutter hätte die Nachricht vom Verlust seiner Arbeitsstelle mit den Worten aufgenommen: »Tja, mein Junge, wie der Wind weht, kann man nicht ändern. Wenn er über Kuhmist weht, hält sich ein kluger Mensch die Nase zu.« Sie hätte sich dabei lauwarmen Tee in ein Glas gegossen – sie benutzte niemals Teetasen – und hinuntergekippt. Dann hätte sie gesagt: »Nimm's, wie's kommt, mein Junge« und sich wieder der neuesten Ausgabe von *Hello* zugewandt, um die Bilder der Reichen und Schönen zu bewundern, die in schicken Londoner Wohnungen und auf eleganten Landsitzen ein luxuriöses Leben führten.

Das wäre ihre Art gewesen, Ian zu raten, sich mit seinem Schicksal abzufinden, ihr wenig taktvoller Hinweis darauf, dass einer wie er für ein Leben im Luxus eben nicht geschaffen sei. Aber Ian hatte ein solches Leben nie angestrebt. Er hatte nie mehr gewollt, als anerkannt und akzeptiert zu werden, und diese beiden Ziele verfolgte er mit der Inbrunst eines verlassenem Kindes, das es nie geschafft hatte, adoptiert zu werden. Er hatte schlichte Wünsche: eine Frau, eine Familie und die Gewissheit, dass seine Zukunft rosiger ausfallen würde als seine harte Vergangenheit.

Diese Ziele waren einst erreichbar erschienen. Er machte seine Arbeit gut. Er war jeden Morgen überpünktlich ins Büro gekommen. Er hatte Überstunden ohne Bezahlung geleistet. Er hatte sich die Namen seiner Mitarbeiter eingeprägt. Er war sogar so weit gegangen, sich die Namen ihrer Ehepartner und Kinder zu merken, und das war keine Kleinigkeit. Und zum Dank für all seine Anstren-

gungen hatte man ihm im Büro eine Abschiedsfeier mit Fertigbowlé ausgerichtet und ihm eine Schachtel Taschentücher aus einem Billigkaufhaus geschenkt.

Ian hatte versucht, dem Unvermeidlichen zuvorzukommen, es vielleicht sogar abzuwenden. Er hatte auf seine Leistungen hingewiesen, auf die vielen freiwilligen Überstunden, die er gemacht hatte, auf das Opfer, das er gebracht hatte, indem er sich nicht nach einer anderen Anstellung umgesehen hatte, solange er den Posten auf Zeit innegehabt hatte. In dem Bemühen um einen Kompromiss hatte er angeboten, sich mit einem niedrigeren Gehalt zufriedenzugeben, und zum Schluss hatte er darum gebettelt, seinen Job behalten zu dürfen.

Es hatte Ian nichts ausgemacht, sich vor seinem Arbeitgeber zu erniedrigen. Hauptsache, er behielt seine Arbeit. Denn nur wenn er Arbeit hatte, konnte er weiterhin sein neues Haus abzahlen. Und dann konnten Anita und er in ihren gemeinsamen Bemühungen fortfahren, Mikey ein kleines Geschwisterchen zu bescheren, dann brauchte Ian seine Frau nicht zur Arbeit zu schicken. Vor allem aber wäre ihm Anitas verächtlicher Blick angesichts seiner erneuten Arbeitslosigkeit erspart geblieben.

»Es ist diese gemeine Rezession, Schatz«, hatte er zu ihr gesagt. »Die nimmt einfach kein Ende. Die Bewährungsprobe unserer Eltern war der Zweite Weltkrieg. Unsere ist diese Wirtschaftskrise.«

Ihr geringschätziger Blick hatte gesagt: »Komm mir nicht mit Philosophie. Du hast deine Eltern ja nicht mal gekannt, Ian Armstrong.« Tatsächlich jedoch sagte sie mit ganz unangemessener und daher unheilverkündender Freundlichkeit: »Na, da lande ich wohl wieder in der Bibliothek. Obwohl ich mir nicht vorstellen kann, was groß übrigbleiben soll, wenn ich jemanden bezahlen muss, der auf Mikey aufpasst, solange ich weg bin. Oder hattest du vielleicht vor, ihn selbst zu hüten, anstatt auf Arbeitssuche zu gehen?« Sie lächelte mit verkniffener Unaufrichtigkeit.

»Ich hab' noch gar nicht darüber nachgedacht –«

»Das ist ja das Schlimme an dir, Ian. Du denkst nie nach. Nie hast du einen Plan. Wir schlittern vom Problem in die Krise und weiter an den Rand der Katastrophe. Wir haben ein neues Haus, das wir nicht bezahlen können, und ein Kind, das wir ernähren müssen,

und trotzdem fällt dir nicht ein, mal nachzudenken. Wenn du vorausgeplant hättest, wenn du dich bei der Firma unentbehrlich gemacht und gedroht hättest zu gehen, als der Betrieb vor anderthalb Jahren umgestellt werden musste und du der *Einzig*e in Essex warst, der das hätte durchziehen können –«

»Das stimmt doch gar nicht, Anita.«

»Na bitte! Da hast du's!«

»Was?«

»Du bist viel zu bescheiden. Du machst nichts aus dir. Sonst hättest du bestimmt längst einen Vertrag. Wenn du nur einmal planen würdest, hättest du damals, als sie dich am dringendsten gebraucht haben, auf einen festen Vertrag bestanden.«

Es war sinnlos, Anita erklären zu wollen, wie es im Geschäftsleben zugeht, wenn sie so aufgebracht war. Und Ian konnte es seiner Frau im Grunde nicht verübeln, dass sie aufgebracht war. In den sechs Jahren ihrer Ehe hatte er dreimal die Stellung verloren. In den ersten zwei Perioden der Arbeitslosigkeit hatte sie ihn unterstützt, aber damals hatten sie auch noch bei ihren Eltern gelebt und nicht die Geldsorgen gehabt, die sie jetzt niederdrückten. Ach, wenn doch alles anders sein könnte, dachte Ian. Wenn sein Arbeitsplatz doch nur sicher gewesen wäre. Aber sich in die unsichere Welt von »wenn doch nur« zu flüchten, war keine Lösung.

Anita begann also wieder zu arbeiten. Sie bekam eine erbärmliche und schlecht bezahlte Stellung bei der Stadtbibliothek, wo sie Bücher ordnete und Rentnern half, ihre Zeitschriften zu suchen. Und Ian begab sich wieder einmal auf den demütigenden Weg der Arbeitssuche, und das in einem Teil des Landes, der schon lange tief in der wirtschaftlichen Krise steckte.

Er begann jeden Tag damit, dass er sich sorgfältig kleidete und das Haus vor seiner Frau verließ. Er hatte sein Glück im Norden bis nach Ipswich versucht, im Westen bis nach Colchester. Er hatte sich in Clacton im Süden bemüht und war sogar bis nach Southend-on-Sea vorgestoßen. Er hatte sein Bestes getan, aber erreicht hatte er nichts. Und jeden Abend sah er sich Anitas schweigender, aber wachsender Verachtung gegenüber. An den Wochenenden floh er.

Er floh in lange Wanderungen. Im Lauf der vergangenen Wochen hatte er die ganze Halbinsel Tendring kennengelernt wie seine Westentasche. Sein Lieblingsspaziergang begann nicht weit vom Ort, wo hinter der Brick Barn Farm eine Seitenstraße zu dem Fußpfad über den Wade führte. Am Ende des Sträßchens pflegte er den Morris stehenzulassen, und wenn Ebbe war, stieg er in seine Gummistiefel und stapfte über den morastigen Damm zu dem Buckel Land, der Horsey Island hieß. Hier beobachtete er die Wasservögel und ging auf Muschelsuche. In der Natur fand er den Frieden, den sein Alltag ihm verwehrte. Und an den frühen Wochenendmorgen zeigte sich ihm die Natur von ihrer schönsten Seite.

An diesem besonderen Samstagmorgen war Flut, darum wählte Ian den Nez für seine Wanderung. Der Nez war ein beeindruckendes, von Ginster überwuchertes Kap, das sich knapp fünfzig Meter über der Nordsee erhob und sie von den Salzwiesen eines Wattgebiets trennte, die man die Saltings nannte. Wie die Siedlungen an der Küste führte auch der Nez einen immerwährenden Kampf gegen die See. Doch im Gegensatz zu den Dörfern und Städten schützten ihn keine Molen; seine Hänge waren nicht mit Beton befestigt, der verhindert hätte, dass der unsichere Boden aus Lehm, Kiesel und Erdreich bröckelte und brach und zum untenliegenden Strand abrutschte.

Ian beschloss, am Südostende des Kaps loszugehen, bis zur Spitze hinauszuwandern und auf der Westseite, wo Wattvögel wie Rotschenkel und Grünschenkel nisteten und in den Prielen nach Nahrung suchten, zurückzukehren. Fröhlich winkte er Anita bei der Abfahrt zu, die seinen Gruß mit ausdrucksloser Miene erwiderte, und schlängelte sich aus der Siedlung hinaus. Nach fünf Minuten erreichte er die Straße nach Balford-le-Nez, und noch einmal fünf Minuten später war er auf der Hauptstraße von Balford, wo im *Dairy Den Diner* gerade das Frühstück serviert wurde und vor Kempes Supermarkt die Gemüseauslagen gerichtet wurden.

Er brauste durch den Ort und bog nach links ab, um der Küste zu folgen. Schon jetzt war zu spüren, dass es wieder ein heißer Tag werden würde. Er kurbelte das Fenster herunter, um die angenehme Salzlufte zu genießen, und überließ sich ganz der Freude

über diesen Morgen, entschlossen, die Schwierigkeiten zu vergessen, mit denen er zu kämpfen hatte. Einen Moment lang erlaubte er sich so zu tun, als wäre alles in bester Ordnung.

In dieser Stimmung nahm Ian die Abzweigung zur Nez Park Road. Das Wächterhäuschen an der Einfahrt zum Kap war so früh am Morgen verlassen; es war niemand da, der ihm für das Privileg eines Spaziergangs über die Landzunge sechzig Pence abknöpfte. Ians Wagen rumpelte ungehindert über die Schlaglöcher zum Parkplatz über dem Meer.

Und dort sah er den Nissan, ein Hecktürmodell, der einsam im Licht des frühen Morgens dastand, nur wenige Schritte von den Grenzpfählen entfernt, die den Parkplatz absteckten. Ian hielt auf den Wagen zu und bemühte sich dabei, den Schlaglöchern so gut wie möglich auszuweichen. In Gedanken war er schon bei seiner Wanderung und fand nichts Bemerkenswertes an der Anwesenheit des anderen Fahrzeugs, bis ihm auffiel, dass eine seiner Türen offen stand und Motorhaube und Dach nass waren vom nächtlichen Tau.

Er runzelte die Stirn. Er trommelte mit den Fingern auf das Lenkrad des Morris und dachte über den unangenehmen Bezug zwischen einem verlassenen Auto mit offener Tür und einem steilen Küstenfelsen nach. Beinahe hätte er angesichts der Richtung, die seine Gedanken einschlugen, kehrtgemacht, um wieder nach Hause zu fahren. Aber die Neugier siegte. Er ließ den Morris langsam vorwärtsrollen, bis er auf gleicher Höhe mit dem Nissan war.

»Hallo, guten Morgen. Brauchen Sie vielleicht Hilfe?«, rief er aufgeräumt aus seinem offenen Fenster für den Fall, dass jemand auf dem Rücksitz ein Nickerchen machte. Dann sah er, dass die Klappe des Handschuhfachs herabhing und der Inhalt über den Wagenboden verstreut lag.

Er kombinierte rasch: Da hatte jemand etwas gesucht. Er stieg aus dem Morris und beugte sich in den Nissan hinein, um sich genauer umzusehen.

Die Suche war brutal gründlich gewesen. Die Polsterung der Vordersitze war aufgeschlitzt, und der Rücksitz war nicht nur aufgeschnitten, sondern auch nach vorn gezogen, als hätte man dahinter

versteckte Schätze vermutet. Die Innenwände der Türen schienen abgerissen und dann notdürftig wieder festgemacht worden zu sein, die Konsole zwischen den Sitzen war offen, das Verdeckfutter hing lose herunter.

Ian ging noch etwas weiter in seiner Schlussfolgerung: Drogen, dachte er. Die Hafenstädte Parkeston und Harwich waren nicht weit von hier. Lastzüge, Personautos und riesige Container trafen dort jeden Tag auf Dutzenden von Fähren ein. Sie kamen aus Schweden, Holland und Deutschland, und der gerissene Schmuggler, dem es gelang, den Zoll zu überlisten, war sicher klug genug, sich an einen abgelegenen Ort zu verkrümeln – wie zum Beispiel den Nez –, ehe er seine Schmuggelware auslud. Dieser Wagen, sagte sich Ian, war stehengelassen worden, nachdem er seinen Zweck erfüllt hatte. Und er würde jetzt seine Wanderung machen und danach die Polizei anrufen, um das Fahrzeug abschleppen zu lassen.

Er war so zufrieden wie ein Kind über seine scharfe Kombinationsgabe. Belustigt über seine erste Reaktion beim Anblick des Wagens, nahm er seine Gummistiefel aus dem Kofferraum, und während er seine Füße in sie hineinschob, lachte er leise vor sich hin bei dem Gedanken, dass sich irgendein verzweifelter Zeitgenosse ausgerechnet diese Stelle ausgesucht haben sollte, um seinem Elend ein Ende zu machen. Alle Welt wusste, dass die Kante der Küstenfelsen hier auf dem Nez äußerst brüchig war. Ein Selbstmordkandidat, der vorhatte, sich an dieser Stelle ins ewige Vergessen zu stürzen, würde eher in einer durch das eigene Gewicht losgetretenen Lawine aus Lehm, Kies und Schlick zum Strand hinunterrutschen. Er würde sich vielleicht ein Bein brechen, aber seinem Leben ein Ende machen? Wohl kaum. Auf dem Nez starb man nicht.

Ian knallte den Kofferraumdeckel zu. Er sperrte den Wagen ab und gab ihm einen Klaps aufs Dach. »Treuer alter Kasten«, sagte er anerkennend. »Dank dir vielmals.« Die Tatsache, dass der Motor jeden Morgen brav ansprang, war ein Wunder, aber abergläubisch, wie Ian war, fand er, das müsse man unterstützen.

Er hob fünf Papiere irgendwelcher Art auf, die neben dem Nissan auf dem Boden lagen, und steckte sie in das Handschuhfach,

aus dem sie zweifellos gekommen waren. Ordnung ist das halbe Leben, dachte er und schlug die Wagentür gewissenhaft zu. Dann ging er zu der alten Betontreppe, die zum Strand hinunterführte.

Auf der obersten Stufe blieb er stehen. Selbst um diese Zeit schon war der Himmel strahlend blau, ungetrübt vom kleinsten Wölkchen, und die Nordsee lag in heiterer sommerlicher Ruhe. Weit draußen am Horizont hing wie eine Watterolle eine Nebelbank, ferne Kulisse für einen Fischkutter – vielleicht einen halben Kilometer vor der Küste –, der in Richtung Clacton tuckerte. Ein Schwarm Möwen umspielte ihn wie eine Mückenwolke. Und Möwen flogen scharenweise oben an den Küstenfelsen entlang. Die Vögel hielten direkt auf ihn zu. Sie kamen von Norden, aus Harwich, dessen Kräne er selbst aus dieser Entfernung jenseits der Pennyhole-Bucht erkennen konnte.

Das reinste Empfangskomitee, dachte Ian beim Anblick der Vögel, deren gesammeltes Interesse einzig auf ihn gerichtet zu sein schien. Ja, sie schossen mit solch blinder Entschlossenheit auf ihn los, dass ihm unwillkürlich die Mauriers Erzählung, Hitchcocks Film und die grusligen Vogelattacken auf Tippi Hedren in den Sinn kamen. Schon dachte er an hastigen Rückzug – oder wenigstens Maßnahmen zum Schutz seines Kopfes –, als die Vögel in geschlossener Formation einen Bogen schlugen und zu einem kleinen Bauwerk am Strand hinunterstießen. Es war ein Betonbau, ein ehemaliger Bunker aus dem Zweiten Weltkrieg, in dessen Schutz britische Truppen auf der Lauer gelegen hatten, um ihr Land gegen eine Invasion der Nazis zu verteidigen. Der Bunker hatte früher einmal auf der Höhe des Nezes gestanden, doch die Zeit und die See hatten den Küstenfelsen abgetragen, und nun stand er unten im Sand.

Und auf dem Dach des Bunkers vollführte eine weitere Möwenmeute ihre schwimmfüßigen Steptänze, während durch eine sechseckige Öffnung im Dach, wo früher einmal vermutlich eine Maschinengewehrstellung gewesen war, unablässig Vögel ein und aus flogen. Sie kreischten und krächzten mit heiseren Stimmen wie in aufgeregtem Gespräch, und was sie berichteten, schien sich telepathisch zu den Vögeln draußen auf See fortzupflanzen, denn sie begannen, von dem Fischkutter auszuschwärmen und Kurs aufs Festland zu nehmen.

Ihr zielgerichteter Flug erinnerte Ian an eine Szene, die er als Kind am Strand in der Nähe von Dover erlebt hatte. Ein großer, grimmig bellender Hund war von einem Schwarm ähnlicher Vögel ins Meer hinausgelockt worden. Für den Hund war es ein Spiel gewesen zu versuchen, sie vom Wasser aus zu schnappen, sie aber hatten aus dem Spiel tödlichen Ernst gemacht und ihn immer weiter hinausgelockt, bis das arme Tier gut fünfhundert Meter vom Strand entfernt gewesen war. Weder barsche Befehle noch flehentliche Beschwörungen hatten den Hund zurückholen können. Und niemand hatte die Vögel in Schach halten können. Hätte Ian nicht mit eigenen Augen gesehen, wie die Möwen mit dem rasch schwächer werdenden Hund ihr Spiel trieben – wie sie neckend über ihm kreisten, immer knapp außer Reichweite, kreischend zu ihm hinunterschossen, um gleich wieder in die Höhe zu steigen –, er hätte niemals geglaubt, Vögel könnten mörderische Absichten hegen. Aber an diesem Tag hatte er es erfahren, und seither glaubte er es. Und hielt immer sicheren Abstand zu ihnen.

Jetzt fiel ihm dieser arme Hund wieder ein. Es war offensichtlich, dass die Möwen mit irgendetwas ihr höhnisches Spiel trieben, und was auch immer dieses bedauernswerte Etwas sein mochte, es befand sich im Inneren des alten Bunkers. Handeln war angesagt!

Ian rannte die Treppe hinunter. »Hey, hey, weg da!«, rief er und wedelte mit den Armen. Aber die Möwen, die auf dem mit Vogelmist verschmierten Betondach herumstolzierten und drohend mit den Flügeln schlugen, kümmerte das nicht. Dennoch dachte Ian nicht daran aufzugeben. Die Möwen damals in Dover hatten ihren hündischen Verfolger besiegt, die Möwen aus Balford jedoch würden Ian Armstrong auf keinen Fall besiegen.

Er lief in ihre Richtung. Der Bunker war ungefähr fünfundzwanzig Meter vom Fuß der Treppe entfernt, und auf diese Distanz konnte er sich zu ansehnlicher Geschwindigkeit steigern. Mit fuchtelnden Armen und lautem Gebrüll stürzte er den Vögeln entgegen und vermerkte mit Befriedigung, dass seinen Einschüchterungsversuchen Erfolg beschieden war. Die Möwen stiegen in die Lüfte und ließen Ian mit dem Bunker und dem, was sie in seinem Inneren aufgestöbert hatten, zurück.

Der Eingang war nur ein Loch von weniger als einem Meter Höhe, gerade richtig für einen schutzsuchenden kleinen Seehund, sich da durchzurobben. Und einen Seehund erwartete Ian auch zu finden, als er geduckt durch den kurzen Tunnel kroch und in die dämmrige Düsternis des Bunkers gelangte.

Vorsichtig richtete er sich auf. Sein Kopf streifte die feuchte Decke. Ein durchdringender Geruch nach Tang und sterbenden Schalentieren schien vom Boden aufzusteigen und aus den Wänden zu sickern, die über und über mit Graffiti, vornehmlich obszöner Art, bedeckt waren.

Durch schmale Fensteröffnungen fiel Licht, und Ian konnte sehen, dass der Bunker – den er trotz seiner vielen Ausflüge auf den Nez nie zuvor erkundet hatte – aus zwei konzentrischen Mauerringen bestand. Er hatte die Form eines Donuts, und eine Öffnung in der inneren Mauer bot Zugang zu seinem Zentrum. Dorthin hatte es die Möwen gezogen, und nachdem Ian auf dem von Abfällen übersäten Boden nichts von Bedeutung entdeckt hatte, bewegte er sich auf diese Öffnung zu und rief: »Hallo? Ist da jemand?«, obwohl er sich hätte sagen müssen, dass ein Tier – ob verletzt oder nicht – ihm wohl kaum antworten würde.

Die Luft war muffig. Draußen kreischten die Vögel. Als er die Öffnung erreichte, konnte er ihren Flügelschlag hören und das Tippeln ihrer Schwimfüße, als einige der kühneren schon wieder Stellung bezogen. Nein, so geht das nicht, dachte Ian grimmig. Schließlich war er hier der Mensch, Herr des Planeten und König all dessen, was er überblickte. Undenkbar, dass eine Bande frecher Vögel sich anmaßte, ihm die Herrschaft streitig zu machen.

»Haut ab!«, rief er. »Los, ab mit euch! Weg da!« und stieß ins Zentrum des Bunkers vor. Vögel flatterten himmelwärts. Ians Blick folgte ihrem Flug. »Das ist schon besser«, sagte er und schob die Ärmel seiner Jacke bis zu den Ellbogen hoch, um dem von den Möwen gemarterten Geschöpf Hilfe zu leisten.

Es war kein Seehund, und nicht alle Möwen hatten sich vertreiben lassen. Das sah er mit einem Blick. Ihm drehte sich der Magen um, und sein Schließmuskel erzitterte.

Ein junger Mann mit dünnem Haar saß aufrecht an die alte be-

tonierte MG-Stellung gelehnt. Dass er tot war, demonstrierten die zwei verbliebenen Möwen, die sich über seine Augen hergemacht hatten.

Ian Armstrong trat einen Schritt an den Toten heran. Er fühlte sich selbst wie tot. Als er wieder Luft bekam und seinen Augen trauen konnte, stieß er nur zwei Worte aus: »Heiliger Himmel!«

Wer behauptet, der April sei der grausamste Monat des Jahres, war nie während einer sommerlichen Hitzewelle in London. Etwas Grausameres als die letzten Junitage, da die Luftverschmutzung den Himmel in elegantes Braun kleidete, Dieseldämpfe Gebäude – und Nasenwände – mit schlichtem Schwarz umschleierten und das Laub der Bäume sich in hochmodischem Staubgrau präsentierte, gab es nicht. Es war die Hölle. Zu dieser unsentimentalen Bewertung der Hauptstadt ihres Heimatlandes gelangte jedenfalls Barbara Havers, als sie in ihrem klappernden Mini durch die Stadt heimwärts fuhr.

Sie war ganz leicht – aber dennoch angenehm – angesäuselt. Nicht so sehr, dass sie sich selbst oder andere auf der Straße hätte gefährden können, aber doch so weit, dass sie auf die Ereignisse des Tages durch das rosige Licht zurückblicken konnte, das teurer französischer Champagner zu entzünden pflegt.

Sie kehrte von einer Hochzeit nach Hause. Sie war nicht das gesellschaftliche Ereignis des Jahrzehnts gewesen, was sie von einem Tag, an dem ein hochwohlgeborener Earl endlich seine langjährige Angebetete heimführte, eigentlich erwartet hätte. Es war vielmehr eine Trauung in aller Stille auf dem Standesamt in Belgravia gewesen, wo besagter Earl seinen Wohnsitz hatte. Und statt blaublütiger Gäste in Samt und Seide waren nur die engsten Freunde des Earl geladen gewesen sowie einige seiner Polizeikollegen von New Scotland Yard. Barbara Havers gehörte zur letzteren Gruppe, obwohl sie sich manchmal schmeichelte, auch zur ersteren zu gehören.

Bei genauerer Überlegung war Barbara klar, dass sie von Inspector Thomas Lynley eigentlich nichts anderes hatte erwarten können als so eine Trauung im engsten Kreis. Solange sie ihn kannte, hatte er, der den Titel Lord Asherton trug, sein adeliges Licht stets unter den Scheffel gestellt, und das Letzte, was er gewollt hätte, wäre ein rauschendes High Society-Fest gewesen. So hatten sich also stattdessen sechzehn Gäste, die entschieden nicht High Society waren, versammelt, um Lynley und Helen Clyde beim Sprung in die

Ehe Beistand zu leisten, und hinterher hatte man sich ins *La Tante Claire* in Chelsea begeben, wo sechs verschiedene Arten von Horsd'œuvres, Champagner, ein Mittagessen und noch mehr Champagner gewartet hatten.

Nachdem alle Reden gehalten waren und das Hochzeitspaar in die Flitterwochen aufgebrochen war, deren Ziel preiszugeben es sich lachend geweigert hatte, löste sich die Gesellschaft auf. Barbara stand auf dem glühend heißen Pflaster der Royal Hospital Road und schwatzte noch ein wenig mit den anderen Gästen, unter ihnen Lynleys Trauzeuge Simon St. James, seines Zeichens Gerichtsmediziner. Nach bester englischer Manier hatte man sich zunächst über das Wetter unterhalten. Je nachdem, welche Einstellung der Sprecher zu Hitze, Luftfeuchtigkeit, Smog, Abgasen, Staub und grellem Licht hatte, wurde die derzeitige Witterung als wunderbar, grässlich, angenehm, verdammt unangenehm, herrlich, köstlich, unerträglich, himmlisch oder schlicht höllisch eingestuft. Die Braut erhielt das Prädikat bezaubernd, der Bräutigam gutaussehend. Das Essen erhielt die Note hervorragend. Danach trat eine allgemeine Pause ein, während der die Gesellschaft sich entscheiden musste, ob man das Gespräch fortsetzen und riskieren wollte, dass es über Banalitäten hinausging, oder sich lieber freundlich verabschiedete.

Die Gruppe löste sich auf. Barbara blieb mit St. James und seiner Frau Deborah zurück. Beide stöhnten unter der gnadenlosen Sonne. St. James tupfte sich die Stirn immer wieder mit einem weißen Taschentuch, und Deborah fächelte sich mit einem alten Theaterprogramm, das sie aus ihrer geräumigen Strohtasche gekramt hatte, eifrig Kühlung zu.

»Kommen Sie noch mit zu uns, Barbara?«, fragte sie. »Wir setzen uns den Rest des Tages in den Garten und lassen uns von Dad mit dem Gartenschlauch abspritzen.«

»Das klingt sehr verlockend«, sagte Barbara. Sie rieb sich den schweißfeuchten Hals.

»Wunderbar.«

»Aber ich kann nicht. Ehrlich gesagt, ich bin ziemlich fertig.«

»Verständlich«, meinte St. James. »Wie lang ist es jetzt her?«

»Wie dumm von mir«, sagte Deborah hastig. »Entschuldigen Sie, Barbara. Ich hatte es ganz vergessen.«

Das bezweifelte Barbara. Angesichts des Pflasters über ihrer Nase und der Blutergüsse im Gesicht – ganz zu schweigen von dem angeschlagenen Schneidezahn – konnte wohl kaum jemand übersehen, dass sie kürzlich noch im Krankenhaus gelegen hatte. Deborah war nur zu höflich, um es zu erwähnen.

»Zwei Wochen«, antwortete Barbara auf St. James' Frage.

»Was macht die Lunge?«

»Sie funktioniert.«

»Und die Rippen?«

»Die tun nur noch weh, wenn ich lache.«

St. James lächelte. »Haben Sie Urlaub genommen?«

»Ich bin dazu verdonnert worden. Ich darf erst wieder arbeiten, wenn ich die Genehmigung des Arztes habe.«

»Das war wirklich eine schlimme Geschichte«, sagte St. James. »So ein Pech.«

»Hm, na ja.« Barbara zuckte die Achseln. Zum ersten Mal hatte sie in einem Mordfall einen Teil der Ermittlungen ganz selbständig geleitet, und prompt war sie in Ausübung ihrer Pflicht verwundet worden. Sie sprach ungern darüber. Ihr Stolz hatte so sehr gelitten wie ihr Körper.

»Und was haben Sie nun vor?«, fragte St. James.

»Sehen Sie zu, dass Sie der Hitze entkommen«, riet Deborah. »Fahren Sie in die Highlands. Oder ins Seengebiet. Oder fahren Sie ans Meer. Ich wollte, wir könnten hier weg.«

Barbara sann über Deborahs Vorschläge nach, während sie die Sloane Street hinauffuhr. Nach Abschluss des letzten Falles hatte Inspector Lynley ihr strengen Befehl gegeben, Urlaub zu machen, und hatte diesen Befehl bei einem kurzen persönlichen Gespräch nach der Hochzeit noch einmal wiederholt.

»Es ist mir ernst, Barbara«, hatte er gesagt. »Sie haben Urlaub gut, und ich möchte, dass Sie ihn nehmen. Ist das klar?«

»Klar, Inspector.«

Nur war leider gar nicht klar, was sie mit der aufgezwungenen Muße anfangen sollte. Der Gedanke, eine Zeitlang ganz ohne Arbeit auskommen zu müssen, war für sie so beängstigend, wie er nur für eine Frau sein konnte, die ihr Privatleben, ihre wunde Seele und ihre empfindlichen Gefühle allein dadurch in Schach hielt,

dass sie nie Zeit hatte, sich um sie zu kümmern. In der Vergangenheit hatte sie ihre Urlaube vom Yard dafür verwendet, ihren schwerkranken Vater zu betreuen. Nach seinem Tod hatte sie ihre freien Stunden dazu genutzt, mit der geistigen Verwirrung ihrer alten Mutter fertigzuwerden, für die Renovierung und den Verkauf des elterlichen Hauses zu sorgen und ihren eigenen Umzug in ihr jetziges Häuschen zu erledigen. Muße war nichts für sie. Allein die Vorstellung von Minuten, die sich zu Stunden summierten, zu Tagen dehnten, zu einer ganzen Woche oder vielleicht sogar zwei ... Ihre Hände wurden feucht bei dieser Aussicht. Schmerz schoss bis in ihre Ellbogen. Jede Faser ihres kleinen, stämmigen Körpers bäumte sich auf und schrie: »Panik«!

Während sie ihren Wagen durch den Verkehr steuerte und ein Rußteilchen wegzinkerte, das auf einem glühenden Luftzug durch das offene Fenster hereingetragen worden war, fühlte sie sich wie eine Frau am Rand eines Abgrunds, der jäh ins Nichts abfiel und mit dem gefürchteten Wort »Freizeit« ausgemalt war. Was sollte sie tun? Was sollte sie unternehmen? Wohin fahren? Wie die endlosen Stunden füllen? Mit der Lektüre von Liebesromanen? Mit der gründlichen Reinigung der lächerlichen drei Fenster, die ihr Häuschen hatte? Mit Übungsstunden im Backen, Bügeln und Nähen? Wahrscheinlich würde sie sowieso gleich einen Hitzekoller bekommen. Diese verdammte Hitze, diese elende Hitze, diese widerliche, ätzende, beschissene Hitze, diese –

Reiß dich zusammen, Barbara, fuhr sie sich an. Du bist zum Urlaub verurteilt, nicht zu Einzelhaft.

Am Ende der Sloane Street wartete sie geduldig, bis sie in die Knightsbridge Road abbiegen konnte. Sie hatte im Krankenhaus täglich die Fernsicht der Nachrichten angesehen und wusste, dass das ungewöhnlich warme Wetter einen noch größeren Schwall ausländischer Touristen als sonst nach London gelockt hatte. Aber hier sah sie sie in Fleisch und Blut: Horden von Menschen, die sich mit Mineralwasserflaschen bewaffnet die Bürgersteige entlangschoben. Weitere Horden drängten aus dem U-Bahnhof Knightsbridge herauf und spritzten auseinander, um direkten Kurs auf die schicken Geschäfte der Gegend zu nehmen. Und fünf Minuten später, als Barbara es geschafft hatte, sich die Park

Lane hinaufzuschlängeln, sah sie sie – Seite an Seite mit ihren eigenen Landsleuten – im Hyde Park, wo sie auf durstigem Rasen ihre lilienweißen Körper dem Sonnengott darboten. Unter der glühenden Sonne zuckelten Doppeldeckerbusse mit offenem Verdeck durch die Straßen, beladen mit Passagieren, die begierig den Ausführungen der Fremdenführer an den Mikrofonen lauschten. Große Reisebusse spien vor jedem Hotel Deutsche, Koreaner, Japaner und Amerikaner aus.

Und alle atmen wir die gleiche Luft, dachte sie. Die gleiche heiße, verpestete Luft. Vielleicht wäre ein Urlaub doch das Richtige.

Sie mied die ewig verstopfte Oxford Street und fuhr stattdessen durch die Edgware Road in nordwestlicher Richtung. Hier draußen lichtete sich die Masse der Touristen, wick den Immigrant Massen: dunkelhäutige Frauen in *sari*, *chādor* und *hijab*; dunkelhäutige Männer in Aufmachungen, die von Bluejeans bis zum Kaftan reichten. Während Barbara, in den Verkehrsstrom eingekleidet, im Schrittempo dahinkroch, beobachtete sie diese einstigen Fremden, die sicher und zielstrebig ihrer Wege gingen, und gedachte flüchtig der Veränderungen, die London im Lauf ihrer dreiunddreißig Lebensjahre durchgemacht hatte. Das Essen war eindeutig besser geworden. Doch als Polizeibeamtin wusste sie, dass diese multikulturelle Gesellschaft auch ein gerüttelt Maß an multikulturellen Problemen hervorbrachte.

Sie machte einen Schlenker, um dem Gewimmel auszuweichen, das sich stets rund um Camden Lock staute, und zehn Minuten später zuckelte sie endlich Eton Villas hinauf und betete zum Gott für Verkehr und Transport, dass er ihr einen Parkplatz in der Nähe ihrer Wohnung beschere möge.

Der Gott bot einen Kompromiss an: ein Plätzchen um die Ecke, ungefähr fünfzig Meter entfernt. Mit Schuhlöffelmanövern quetschte Barbara ihren Mini in die Lücke, die eigentlich nur für ein Motorrad geeignet war. Sie stapfte den Weg, den sie gekommen war, zurück und stieß das Tor zu dem gelben edwardianischen Haus auf, hinter dem ihr kleiner Bungalow stand.

Auf der langen Fahrt quer durch die Stadt hatte sich die rosige Champagnerlaune verflüchtigt, und übrig war nur das, was nach alkoholinduzierter Hochstimmung meist zurückbleibt: brennen-

der Durst. Sie folgte dem Fußweg, der am Haus entlang in den hinteren Garten führte. An seinem Ende stand ihr Häuschen und sah im Schatten einer Robinie kühl und einladend aus.

Aber wie üblich trog der Schein. Als Barbara die Tür aufsperrte und eintrat, schlug ihr brütende Hitze entgegen. Sie hatte die drei Fenster in der Hoffnung auf einen kühlenden Durchzug offen gelassen, aber draußen regte sich kein Lüftchen, daher überfiel sie die schwüle Hitze wie eine grausame Heimsuchung.

»Ach, Mist«, murmelte sie mürrisch. Sie warf ihre Umhängetasche auf den Tisch und ging zum Kühlschrank. Eine Literflasche Vitell überragte wie ein Turm den Hort der übrigen Vorräte: Pappkartons und Styroporbehälter mit den Resten von Mahlzeiten aus dem Imbiss und Fertiggerichten. Barbara packte die Flasche und ging mit ihr zur Spüle. Sie kippte fünf kräftige Züge hinunter, dann beugte sie sich über das Becken und goss sich die Hälfte des restlichen Wassers über Kopf und Nacken. Der plötzliche Strahl eiskalten Wassers auf ihrer Haut trieb ihr fast die Augen aus dem Kopf. Es war eine Wohltat.

»Himmlisch«, prustete Barbara. »Ich habe Gott entdeckt.«

»Duschst du gerade?«, erklang hinter ihr eine Kinderstimme. »Soll ich später wiederkommen?«

Barbara drehte sich zur Tür um. Sie hatte sie offen gelassen, aber sie hatte nicht erwartet, dass Besucher das als Einladung auffassen könnten. Seit ihrer Entlassung aus dem Krankenhaus in Wiltshire, in dem sie mehrere Tage zugebracht hatte, hatte sie ihre Nachbarn gemieden. Um die Möglichkeiten einer Zufallsbegegnung zu begrenzen, hatte sie ihr Kommen und Gehen auf Zeiten beschränkt, zu denen die Bewohner des großen Haupthauses ihres Wissens nicht da waren.

Aber nun war sie doch ertappt worden. Das kleine Mädchen kam hüpfend einen Schritt näher und riss die blanken braunen Augen auf. »Was hast du denn mit deinem Gesicht angestellt, Barbara? Hast du einen Zusammenstoß mit dem Auto gehabt? Es schaut ganz furchtbar aus.«

»Danke, Hadiyyah.«

»Tut es weh? Was ist passiert? Wo bist du gewesen? Ich hab' mir solche Sorgen gemacht. Ich hab' sogar zweimal angerufen. Heute.

Schau! Dein Anrufbeantworter blinkt. Soll ich es dir vorspielen? Ich weiß, wie das geht. Du hast es mir gezeigt, weißt du noch?»

Hadiyyah hüpfte vergnügt durch das Zimmer und ließ sich auf Barbaras Bettcouch fallen. Der Anrufbeantworter stand auf einem Bord neben dem kleinen offenen Kamin. Selbstsicher drückte das Mädchen einen der Knöpfe an dem Gerät und strahlte Barbara an, als ihre eigene Stimme hörbar wurde.

»Hallo«, schallte es aus dem Anrufbeantworter. »Hier ist Khalidah Hadiyyah. Deine Nachbarin. Aus dem Vorderhaus im Parterre.«

»Dad hat gesagt, ich muss immer genau sagen, wer ich bin, wenn ich jemanden anrufe«, erklärte Hadiyyah. »Er hat gesagt, das wär' nur höflich.«

»Ja, es ist nützlich«, stimmte Barbara zu. »Dann gibt's am anderen Ende der Leitung keine Verwechslung.« Sie griff nach einem Geschirrtuch, das an einem Haken hing, und trocknete sich damit das kurzgeschnittene Haar und den Nacken.

»Es ist furchtbar, nicht?«, schwatzte die Stimme im Anrufbeantworter weiter. »Wo bist du? Ich ruf' an, weil ich dich fragen wollte, ob du mit mir ein Eis essen gehst. Ich hab' Geld gespart. Es reicht für zwei, und Dad hat gesagt, ich darf einladen, wen ich will. Also lade ich dich ein. Ruf mich bald zurück. Aber keine Angst, ich lade inzwischen bestimmt niemand anders ein. Tschüs.« Nach einer kurzen Pause, einem Piepton und einer Zeitangabe folgte die nächste Nachricht. »Hallo. Hier ist noch mal Khalidah Hadiyyah. Deine Nachbarin. Aus dem Vorderhaus im Parterre. Ich will immer noch ein Eis essen gehen. Hast du Lust? Ruf mich doch bitte an. Wenn du kannst, meine ich. Ich lade dich ein. Ich hab' Geld genug. Ich hab's gespart.«

»Hast du gewusst, wer es ist?«, fragte Hadiyyah. »Habe ich genug gesagt? Ich hab' nicht genau gewusst, was ich alles sagen muss, damit du gleich Bescheid weißt, aber ich fand, es wäre genug.«

»Es war total in Ordnung«, versicherte Barbara. »Besonders nett war's, dass du mir gesagt hast, dass du im Erdgeschoss wohnst. Da weiß ich doch gleich, wo ich deine Kohle finde, wenn ich welche klauen muss, um mir ein paar Kippen zu kaufen.«

Hadiyyah kicherte. »Das würdest du doch nie tun, Barbara!«

»Da kennst du mich aber schlecht, Schatz«, entgegnete Barbara. Sie ging zum Tisch und kramte eine Packung Players aus ihrer Tasche. Sie zündete sich eine Zigarette an und inhalierte tief. Ein kleiner Schmerzstich durchzuckte ihre Lunge, und sie verzog einen Moment das Gesicht.

»Das tut dir überhaupt nicht gut«, stellte Hadiyyah fest.

»Das sagst du mir dauernd.« Barbara legte die Zigarette auf den Rand eines Aschenbechers, in dem bereits acht Stummel lagen. »Ich muss mir unbedingt was anderes anziehen, Hadiyyah, wenn du nichts dagegen hast. Ich vergehe vor Hitze.«

Hadiyyah verstand den Wink offensichtlich nicht. Sie nickte nur und sagte: »Ja, das kann ich mir vorstellen. Dein Gesicht ist schon ganz rot.« Dann machte sie es sich auf der Bettcouch etwas bequemer.

»Na ja, wir sind ja unter uns Pfarrerstöchtern«, murmelte Barbara seufzend. Sie ging zum Schrank und blieb davor stehen. Als sie sich das Kleid über den Kopf zog, kam ihr bandagierter Brustkorb zum Vorschein.

»Hast du einen Unfall gehabt?«, fragte Hadiyyah.

»So was Ähnliches, ja.«

»Hast du dir was gebrochen? Hast du darum so viele Pflaster?«

»Meine Nase und drei Rippen.«

»Das muss doch schrecklich weh getan haben. Tut es immer noch weh? Soll ich dir beim Anziehen helfen?«

»Danke, ich schaff' das schon.« Barbara schleuderte ihre Schuhe in den Schrank und zog die Strumpfhose von den Beinen. Zusammengeknüllt unter einem schwarzen Plastikregenmantel lag eine purpurrote Pumphose mit einem Bund zum Schnüren. Genau das Richtige, sagte sie sich. Sie stieg hinein und zog ein zerknitertes pinkfarbenedes T-Shirt dazu an. In dieser Aufmachung wandte sie sich wieder dem kleinen Mädchen zu, das neugierig in einem Taschenbuch blätterte, das es auf dem Tisch neben dem Bett entdeckt hatte. Am vergangenen Abend war Barbara bei ihrer Lektüre bis zu der Stelle gekommen, wo der begierige Wilde, der dem Buch den Titel gab, vom Anblick des strammen, runden und günstigerweise entblößten Gesäßes der Heldin, die vorsichtig ihr Bad im Fluss nehmen wollte, an den Rand des Wahnsinns getrieben worden war. Barbara meinte, Khalidah Hadiyyah müsse nicht unbe-

dingt erfahren, was danach geschehen war. Sie nahm ihr das Buch aus der Hand.

»Was ist ein steifes Geschlecht?«, erkundigte sich Hadiyyah mit gerunzelten Brauen.

»Frag deinen Dad«, antwortete Barbara. »Oder nein, besser nicht.« Sie konnte sich nicht vorstellen, dass Hadiyyahs ernster Vater eine solche Frage mit dem gleichen Aplomb aus dem Weg räumen konnte wie sie. »Das ist eine vornehme und große alte Familie«, erklärte Barbara.

Hadiyyah nickte nachdenklich. »Aber da stand, sie *berührte* sein –«

»Wie sieht's jetzt mit dem Eis aus?«, unterbrach Barbara munter. »Kann ich die Einladung sofort annehmen? Ich hätte Lust auf Erdbeer. Und du?«

»Ach, deswegen bin ich ja hergekommen.« Hadiyyah glitt vom Bett und verschränkte die Arme feierlich hinter dem Rücken. »Ich muss die Einladung nämlich zurücknehmen, weißt du«, erklärte sie. »Aber aufgeschoben ist nicht aufgehoben«, fügte sie altklug hinzu.

»Oh.« Barbara war erstaunt darüber, dass ihr Stimmungsbarometer bei dieser Eröffnung merklich sank. Sie verstand ihre Enttäuschung nicht. Mit einem kleinen Mädchen ein Eis essen zu gehen war doch nun wirklich kein gesellschaftliches Großereignis, auf das man sich wochenlang freuen konnte.

»Dad und ich müssen nämlich verreisen. Es ist nur für ein paar Tage. Allerdings müssen wir jetzt gleich losfahren. Aber ich hatte dich ja angerufen und dich eingeladen, und da wollte ich dir auf jeden Fall Bescheid sagen, dass wir das verschieben müssen. Ich meine, für den Fall, dass du zurückrufen wolltest. Darum bin ich hergekommen.«

»Ach so. Natürlich.« Barbara nahm die brennende Zigarette, die immer noch im Aschenbecher lag, und setzte sich auf einen der beiden Stühle am Tisch. Sie hatte noch nicht einmal die Post von gestern aufgemacht, sondern sie nur auf die *Daily Mail* vom Morgen gelegt, und sah jetzt, dass oben auf dem dünnen Stapel ein Umschlag mit dem Aufdruck *Auf der Suche nach Liebe?* lag. Suchen wir die nicht alle, dachte sie mit grimmigem Spott und schob sich die Zigarette zwischen die Lippen.

»Du bist mir doch nicht böse?«, erkundigte sich Hadiyyah besorgt. »Dad hat gesagt, es wär' gut, wenn ich dir selbst Bescheid sage. Ich wollte doch nicht, dass du glaubst, erst lade ich dich ein, und dann bin ich gar nicht da, wenn du kommst. Das wär' doch gemein, nicht?«

Eine kleine, steile Falte erschien zwischen Hadiyyahs dichten dunklen Augenbrauen. Barbara beobachtete, wie die Last der Sorge sich auf den schmalen Kinderschultern niederließ, und dachte darüber nach, wie das Leben doch jeden einzelnen Menschen formt. Ein achtjähriges kleines Mädchen, das das Haar noch in Zöpfen trug, sollte es nicht nötig haben, sich so um andere zu sorgen.

»Keine Spur bin ich dir böse«, sagte Barbara. »Aber ich werde dich an die Einladung erinnern. Wenn's um Erdbeereis geht, lass' ich mich nicht abwimmeln.«

Hadiyyahs Gesicht hellte sich wieder auf. Sie hüpfte. »Wir gehen, sobald Dad und ich wieder da sind, Barbara. Wir fahren ja nur ein paar Tage weg. Nur ein paar Tage. Dad und ich. Zusammen. Hab' ich das schon gesagt?«

»Ja.«

»Wie ich dich angerufen habe, hab' ich das noch nicht gewusst, weißt du. Aber dann hat Dad einen Anruf bekommen, und er sagte: ›Was? Wie? Wann ist das denn passiert?‹, und danach hat er zu mir gesagt, dass wir ans Meer fahren. Stell dir nur mal vor, Barbara!« Sie drückte beide Hände auf ihre magere kleine Brust. »Ich war noch nie am Meer. Du?«

Am Meer?, dachte Barbara. Aber ja doch. Muffelnde Strandhäuser und Sonnencreme. Feuchte Badeanzüge, die zwischen den Beinen kratzen. Sie hatte jeden Sommer ihrer Kindheit am Meer verbracht und sich jedes Mal bemüht, braun zu werden, hatte sich jedoch immer nur einen Sonnenbrand und Sommersprossen geholt.

»In letzter Zeit nicht«, sagte Barbara.

Hadiyyah machte einen kleinen Luftsprung. »Komm doch mit! Ich meine, mit mir und Dad. Ach ja, komm doch. Das wäre so lustig.«

»Ich glaube nicht –«

»Doch, doch, es wäre bestimmt lustig. Wir könnten Sandburgen bauen und im Meer schwimmen. Und Fangen spielen. Wir könnten den ganzen Strand entlanglaufen. Wenn wir einen Drachen mitnehmen, könnten wir sogar –«

»Hadiyyah. Hast du gesagt, was du sagen wolltest?«

Hadiyyah verstummte augenblicklich und drehte sich nach der Stimme an der Tür um. Dort stand ihr Vater mit ernster Miene.

»Du hast gesagt, es würde nur eine Minute dauern«, bemerkte er. »Und wenn man einen kurzen Besuch bei einer Freundin zu lang ausdehnt, wird er zur Störung.«

»Sie stört mich nicht«, versicherte Barbara.

Taymullah Azhar schien sie erst jetzt wirklich wahrzunehmen. Seine schmalen Schultern strafften sich mit einem kleinen Ruck, das einzige Zeichen seiner Überraschung. »Barbara, was ist Ihnen denn passiert?«, fragte er. »Hatten Sie einen Unfall?«

»Barbara hat sich die Nase gebrochen«, erklärte Hadiyyah und trat an die Seite ihres Vaters. Er legte den Arm um sie und umfasste ihre Schulter. »Und außerdem drei Rippen. Sie hat Pflaster von oben bis unten, Dad. Ich hab' gesagt, sie soll doch mit uns ans Meer kommen. Das täte ihr bestimmt gut. Findest du nicht auch?«

Azhars Gesicht verschloss sich augenblicklich bei diesem Vorschlag, und Barbara sagte rasch: »Es ist sehr lieb von dir, mich einzuladen, Hadiyyah, aber die Zeiten, wo ich ans Meer gefahren bin, sind endgültig vorbei.« Sie wandte sich dem Vater des kleinen Mädchens zu. »Das kam wohl ganz überraschend?«

»Er hat einen Anruf bekommen«, begann Hadiyyah.

Azhar schnitt ihr das Wort ab. »Hadiyyah, hast du dich von deiner Freundin verabschiedet?«

»Ich hab' ihr erklärt, dass ich keine Ahnung hatte, dass wir wegfahren, bis du gekommen bist und gesagt hast –«

Barbara sah, wie sich Azhars Hand an der Schulter seiner Tochter verkrampfte. »Du hast deinen Koffer offen auf dem Bett liegen gelassen«, sagte er. »Lauf und bring ihn in den Wagen.«

Hadiyyah senkte gehorsam den Kopf. »Tschüs, Barbara«, sagte sie und sprang zur Tür hinaus. Ihr Vater nickte Barbara zu und machte Anstalten, ihr zu folgen.

»Azhar«, sagte Barbara. Als er stehen blieb und sich zu ihr um-

drehte, fragte sie: »Rauchen Sie noch eine, bevor Sie fahren?« Sie bot ihm die Packung an, und ihre Blicke trafen sich. »Zur Stärkung.«

Sie sah, wie er überlegte. Sie hätte nicht versucht, ihn zurückzuhalten, hätte er nicht so darum bemüht gewirkt, seine Tochter daran zu hindern, über die bevorstehende Reise zu plaudern. Das jedoch hatte Barbaras Neugier geweckt.

Als er nicht antwortete, fand sie, ein kleiner Anstoß könne nicht schaden. »Haben Sie was aus Kanada gehört?«, fragte sie herausfordernd und hasste sich sofort dafür, diese Frage gestellt zu haben. Seit Barbara das Kind und seinen Vater kannte, acht Wochen insgesamt, hielt Hadiyyahs Mutter sich zum Urlaub in Ontario auf. Und täglich durchsuchte Hadiyyah die Post nach Karten oder Briefen – oder einem Geburtstagsgeschenk –, die niemals kamen. »Entschuldigen Sie«, sagte Barbara. »Das war gemein von mir.«

Azhar's Gesicht war, wie es immer war: das unergründlichste Gesicht, das Barbara kannte. Und er sah nicht die geringste Veranlassung, das nun entstehende Schweigen zu brechen. Barbara ertrug es, solange sie konnte, aber dann sagte sie doch: »Azhar, ich habe mich entschuldigt. Ich bin ins Fettnäpfchen getreten. Ich trete dauernd in irgendein Fettnäpfchen. Das ist mein größtes Talent. Kommen Sie, nehmen Sie eine Zigarette. Das Meer ist auch noch da, wenn Sie fünf Minuten später abfahren.«

Azhar gab nach, jedoch zögernd. Er wirkte vorsichtig und misstrauisch, als er die dargebotene Packung nahm und eine Zigarette herausschüttelte. Während er sie anzündete, zog Barbara mit nacktem Fuß den zweiten Stuhl am Tisch heraus. Er setzte sich nicht.

»Schwierigkeiten?«, fragte sie.

»Wie kommen Sie darauf?«

»Ein Anruf, eine plötzliche Reise. In meinem Geschäft bedeutet das immer nur eins: unerfreuliche Nachrichten.«

»In *Ihrem* Geschäft«, sagte Azhar mit Betonung.

»Und in *Ihrem*?«

Er führte die Zigarette zum Mund. »Eine kleine Familienangelegenheit.«

»Familie?« Er hatte nie etwas von einer Familie erzählt. Er sprach allerdings auch nie über persönliche Dinge. Er war der zugeknöpft-

teste Mensch, den Barbara außerhalb von Verbrecherkreisen kannte. »Ich wusste gar nicht, dass Sie hier im Land Familie haben, Azhar.«

»Ich habe eine ansehnliche Familie in diesem Land«, sagte er.

»Aber zu Hadiyyahs Geburtstag ist niemand –«

»Hadiyyah und ich verkehren nicht mit meiner Familie.«

»Ach so. Ich verstehe.« Aber sie verstand gar nichts. Er reiste Hals über Kopf in einer kleinen Familienangelegenheit, die eine ansehnliche Familie betraf, mit der er nicht verkehrte, ans Meer? »Und wissen Sie schon, wie lange Sie wegbleiben werden? Kann ich in der Zwischenzeit hier was für Sie tun? Die Blumen gießen? Mich um die Post kümmern?«

Er schien über diese Frage viel länger nachzudenken, als das unbekümmerte Angebot erforderte. Schließlich sagte er: »Nein, danke, das ist nicht nötig. Es hat nur einen kleinen Aufruhr unter meinen Verwandten gegeben, und ein Vetter hat mich angerufen, um mir seine Besorgnis mitzuteilen. Ich fahre hin, um ihnen meine Unterstützung und meine Sachkenntnis in diesen Dingen anzubieten. Es wird sich höchstens um ein paar Tage handeln. Die ...« Er lächelte. Er besaß ein ausgesprochen attraktives Lächeln, wenn er es einmal zeigte, blitzweiße Zähne unter nussbrauner Haut. »Die Pflanzen und die Post können warten.«

»In welche Gegend fahren Sie denn?«

»Nach Osten.«

»Essex?« Als er nickte, fügte sie hinzu: »Seien Sie froh, da entkommen Sie wenigstens der Hitze hier. Am liebsten würde ich gleich nachkommen und meinen Hintern die nächsten acht Tage in die Nordsee hängen.«

Seine einzige Reaktion bestand in den Worten: »Ich fürchte, Hadiyyah und ich werden auf dieser Reise wenig vom Meer zu sehen bekommen.«

»Oh, da wird sie aber enttäuscht sein.«

»Sie muss lernen, mit Enttäuschungen fertigzuwerden, Barbara.«

»Finden Sie nicht, dass sie noch ein bisschen jung ist, um schon jetzt die bitteren Lektionen des Lebens zu lernen?«

Azhar trat etwas näher an den Tisch und legte seine Zigarette in den Aschenbecher. Er hatte ein kurzärmeliges Baumwollhemd

an, und als er sich neben ihr über den Tisch beugte, fing sie den frischen, sauberen Geruch seiner Kleidung auf und sah die feinen schwarzen Härchen auf seinem Arm. Er war zartgliedrig wie seine Tochter. Doch seine Hautfarbe war dunkler. »Leider können wir uns das Alter nicht aussuchen, in dem wir anfangen wollen, uns mit den Entsagungen auseinanderzusetzen, die das Leben uns abverlangt.«

»Hat das Leben Ihnen so übel mitgespielt?«

»Danke für die Zigarette«, sagte er.

Und weg war er, ehe sie einen zweiten Hieb anbringen konnte. Als er fort war, fragte sie sich, wieso sie überhaupt das Bedürfnis gehabt hatte zu sticheln. Sie sagte sich, es sei ihr um Hadiyyah gegangen: Jemand musste die Interessen des Kindes wahrnehmen. In Wahrheit aber wirkte Azhars unerschütterliche Verslossenheit wie eine ständige Herausforderung auf sie, ein Dorn, der ihre Wissbegier anstachelte. Verdammt noch mal, wer war der Mann? Was hatte es mit seinem tiefen Ernst auf sich? Und wie schaffte er es, sich die Welt vom Leib zu halten?

Sie seufzte. Die Antworten auf ihre Fragen würde sie bestimmt nicht finden, indem sie hier mit einer Zigarette zwischen den Lippen wie ein Faultier am Tisch herumhing. Ach, vergiss es, dachte sie. Es war viel zu heiß, um sich Gedanken zu machen und nach plausiblen Erklärungen für das Verhalten der Mitmenschen zu suchen. Zum Teufel mit den Mitmenschen. Zum Teufel mit der ganzen blöden Welt bei dieser Affenhitze. Sie griff nach dem kleinen Stapel Briefe auf dem Tisch.

Auf der Suche nach Liebe? grinste es ihr höhnisch entgegen. Die Frage war von einem Herz umrahmt. Barbara schob ihren Zeigefinger unter die Klappe des Kuverts und zog ein einzelnes Blatt heraus, einen Fragebogen. »Haben Sie genug vom ewigen Herumprobieren in der Liebe?« stand oben groß darüber. »Können Sie sich vorstellen, dass sich der oder die Richtige eher mit dem Computer finden lässt als mit Glück?« Danach folgte der Fragebogen mit Fragen über Alter, Interessen, Beruf, Einkommen und Bildungsstand. Barbara dachte daran, ihn zum Spaß auszufüllen, aber als sie ihre Interessen Revue passieren ließ und sah, dass sie praktisch keine hatte, die der Erwähnung wert waren – wer wollte schon

vom Computer mit einer Frau verhandelt werden, die sich mit der Lektüre von *Der begierige Wilde* in den Schlaf wiegte? –, knüllte sie den Fragebogen zusammen und schnippte ihn in den Mülleimer ihrer Miniküche. Dann wandte sie sich der restlichen Post zu: Telefonrechnung, eine Offerte für eine private Krankenversicherung, Reklame für eine Luxuswoche für zwei auf einem Schiff, das als schwimmendes Paradies für all jene angepriesen wurde, die sich einmal nach Herzenslust verwöhnen lassen und die sinnlichen Freuden des Lebens genießen wollten.

Gar nicht übel, so eine Kreuzfahrt, dachte sie. Sie hätte nichts dagegen, sich eine Woche lang verwöhnen zu lassen, ob nun mit oder ohne Genuss sinnlicher Freuden. Doch ein Blick auf die Broschüre ernüchterte sie: gertenschlanke, knackig braune junge Dinger, die sich mit lackierten Fingernägeln und leuchtend roten Schmollmündern auf Barhockern oder in Liegestühlen am blauen Pool räkelten, während athletische junge Männer mit stolz behaarter Brust sie umschwirren. Barbara stellte sich vor, wie sie feengleich durch diese Gesellschaft schwebte, und lachte vor sich hin. Sie hatte seit Jahren keinen Badeanzug mehr angehabt. Manche Dinge, fand sie, blieben besser unter viel Stoff verborgen und der Phantasie überlassen.

Die Broschüre nahm den gleichen Weg wie der Fragebogen. Barbara drückte seufzend ihre Zigarette aus und sah sich auf der Suche nach weiterer Beschäftigung in ihrem Häuschen um. Nichts. Sie wechselte den Platz, ließ sich auf ihre Bettcouch fallen und griff nach der Fernbedienung des Fernsehapparats.

Sie drückte den ersten Knopf. Ah, die königliche Prinzessin, nicht ganz so pferdegesichtig wie sonst, bei der Inspektion eines Krankenhauses für unterprivilegierte Kinder irgendwo in der Karibik. Stinklangweilig. Dann ein Dokumentarbericht über Nelson Mandela. Auch zum Einschlafen. Sie drückte schneller und zappte durch einen Orson-Welles-Film, eine Kindersendung, zwei Quassel-sendungen und ein Golfturnier.

Und dann wurde ihre Aufmerksamkeit vom Bild einer Phalanx von Polizisten gefesselt, die einer Menge dunkelhäutiger Demonstranten gegenüberstand. Gerade glaubte sie, einen halbwegs spannenden Krimi genießen zu können, als am unteren Bildschirmrand

ein roter Balken mit dem Wort »Live« aufleuchtete. Eine aktuelle Nachrichtensendung also. Sie verfolgte sie neugierig.

Ist ja auch nicht anders, sagte sie sich, als wenn ein Erzbischof einen aktuellen Bericht über die Kathedrale von Canterbury verfolgt. Sie war schließlich Polizistin. Dennoch zwickte sie das schlechte Gewissen – eigentlich war sie doch im Urlaub! –, als sie begierig in den Fernseher starrte.

Sie sah plötzlich das Wort »Essex« auf dem Bildschirm. Ihr ging auf, dass die dunkelhäutigen Menschen unter den Transparenten Asiaten waren. Sofort drehte sie den Apparat lauter.

»... Leiche heute Morgen in einem alten Bunker am Strand gefunden wurde«, berichtete die junge Reporterin. Sie schien mit ihrer Aufgabe um einiges überfordert zu sein – während sie sprach, strich sie sich immer wieder besorgt über ihr gepflegtes blondes Haar und warf furchtsame Blicke auf die Menschenmenge hinter sich, als hätte sie Angst, sie würden sich ohne ihre Erlaubnis über ihre Frisur hermachen. Sie drückte eine Hand auf ihr Ohr, um den Lärm abzuhalten.

»Jetzt! Jetzt!«, schrien die Demonstranten. Ihre Transparente forderten »Gerechtigkeit!« und »Handeln!« und »Die Wahrheit!«.

»Das, was als Stadtratssitzung über städtische Sanierungspläne begann«, leierte die Blondine in ihr Mikrofon, »wuchs sich zu dem Massenauflauf aus, den Sie jetzt hinter mir sehen. Es ist mir gelungen, mit dem Anführer der Demonstration Kontakt aufzunehmen, und –« Blondie wurde von einem stiernackigen Polizisten zur Seite gestoßen. Das Bild geriet in heftige Turbulenzen, als der Kameramann offenbar den Boden unter den Füßen verlor.

Wütende Stimmen wurden laut. Eine Flasche flog in die Luft. Ein Brocken Beton folgte. Die Phalanx der Polizisten hob die Plexiglasschilde.

»Wahnsinn!«, murmelte Barbara. Was zum Teufel ging da vor?

Die blonde Berichterstatteerin und der Kameramann fingen sich wieder. Blondie zerrte einen Mann vor die Kamera, einen muskulösen Pakistani in den Zwanzigern, mit zerrissenem Hemdsärmel, dessen langes Haar sich aus seinem Pferdeschwanz löste. Er brüllte über die Schulter: »Mensch, lasst ihn, verdammt noch mal!«, ehe er sich der Reporterin zuwandte.

Sie sagte: »Ich stehe hier mit Muhannad Malik, der –«

»Wir lassen uns nicht mit Ausflüchten, Beschönigungen und Lügen abspeisen«, unterbrach der Mann sie. »Wir fordern für unsere Leute Gleichbehandlung vor dem Gesetz. Wenn die Polizei nicht bereit ist, diesen Todesfall als das zu behandeln, was er ist – ein Verbrechen aus Hass, ein gemeiner Mord –, dann werden wir uns auf eigene Faust Gerechtigkeit verschaffen. Wir haben die Macht, und wir haben die Mittel.« Er drehte sich vom Mikrofon weg und rief die Menge durch einen Lautsprecher an. »Wir haben die Macht! Wir haben die Mittel!«

Sie brüllten. Sie drängten. Die Kamera wackelte wie wild. Die Reporterin sagte: »Peter, wir müssen uns in Sicherheit bringen«, und das Bild wechselte zum Nachrichtenstudio des Senders.

Barbara kannte den Nachrichtensprecher mit der gewichtigen Miene. Peter Soundso. Sie hatte ihn schon immer verabscheut. Sie verabscheute alle Männer mit gemeißeltem Haar.

»Lassen Sie mich die Situation in Essex rekapitulieren«, sagte er und tat genau das, während Barbara sich eine frische Zigarette anzündete.

Ein morgendlicher Spaziergänger, berichtete Peter, hatte in einem ehemaligen Bunker am Strand von Balford-le-Nez einen Toten entdeckt. Man hatte ihn bereits identifiziert. Es handelte sich um einen gewissen Haytham Querashi, der vor kurzem aus Karachi in Pakistan nach England gekommen war, um die Tochter eines wohlhabenden Geschäftsmanns der Stadt zu heiraten. Die kleine, aber wachsende pakistanische Gemeinde des Städtchens behauptete, es handle sich um ein rassistisch motiviertes Verbrechen – also eindeutig um einen Mord –, die Polizei jedoch hatte sich noch nicht dazu geäußert, in welcher Richtung sie ihre Ermittlungen führen würde.

Pakistani, dachte Barbara. *Pakistani*. Wieder hörte sie Azhar sagen: »... ein kleinerer Aufruhr unter meinen Verwandten.« Ja. Genau. Unter seinen pakistanischen Verwandten. Ein echter Kracher war das.

Sie starrte auf den Bildschirm, wo Peter immer noch mit monotoner Stimme quasselte, aber sie hörte ihm gar nicht zu. Sie war mit ihren eigenen Gedanken beschäftigt.

Eine größere pakistanische Gemeinde außerhalb einer Großstadt war etwas so Ungewöhnliches, dass es schon ein unglaublicher Zufall wäre, wenn es an der Küste von Essex zwei solche Gemeinden gäbe. Azhar selbst hatte ihr gesagt, dass er auf dem Weg nach Essex war, um, wie er es ausdrückte, »einen kleineren Aufruhr unter seinen Verwandten« zu schlichten, und unmittelbar nach seiner Abfahrt erschien nun diese Live-Sendung, die zeigte, dass sich da ein »kleinerer Aufruhr« offensichtlich zu einem größeren Aufstand auszuwachsen drohte ... Nein, an solche Ketten von Zufällen glaubte Barbara nicht. Taymullah Azhar befand sich auf dem Weg nach Balford-le-Nez.

Er wollte, wie er gesagt hatte, seine »Sachkenntnis in diesen Dingen« anbieten. Aber Sachkenntnis worin? Im Steinewerfen? In Demonstrationsstrategie? Oder erwartete er, sich in die Ermittlungen der zuständigen Polizei einzuschalten? Hoffte er, Zugang zur Pathologie zu erhalten? Oder hatte er vielleicht vor, sich an jener Art von Bürgeraktivismus zu beteiligen, den sie gerade im Fernsehen beobachtet hatte und der unweigerlich zu mehr Gewalt, Festnahme und Knast führte?

»Verdammt«, brummte Barbara. Was zum Teufel dachte sich der Mann dabei? Und was fiel ihm ein, seine kleine Tochter in diesen Schlamassel hineinzuziehen?

Barbara blickte zur Tür hinaus, auf den Weg, auf dem Hadiyyah und ihr Vater davongegangen waren. Sie dachte an Hadiyyahs strahlendes Lächeln und die Zöpfe, die ihr um den Kopf flogen, wenn sie fröhlich durch die Gegend hüpfte. Dann drückte sie ihre Zigarette aus.

Sie ging zu ihrem Kleiderschrank und holte den Matchesack vom oberen Bord.

Rachel Winfield beschloss, den Laden zehn Minuten vor der Zeit zu schließen, und hatte überhaupt kein schlechtes Gewissen dabei. Ihre Mutter war um halb vier gegangen, da sie, wie jede Woche um diese Zeit, einen Termin beim Friseur hatte. Zwar hatte sie strenge Anweisungen bezüglich der Pflichten einer tüchtigen Verkäuferin hinterlassen; doch seit einer halben Stunde war kein einziger Kunde mehr in den Laden gekommen, nicht einmal zum »Schauen«.

Rachel hatte Wichtigeres zu tun, als den quälend langsamen Marsch des Sekundenzeigers rund um das Zifferblatt der Wanduhr zu verfolgen. Nachdem sie sich pflichtbewusst vergewissert hatte, dass die Vitrinen alle abgeschlossen waren, verriegelte sie die Ladentür. Sie drehte das Schild mit der Aufschrift *Offen* zu *Geschlossen* um und ging ins Lager, wo sie aus dem Versteck hinter den Mülltonnen einen liebevoll verpackten Karton holte, den sie ihre Mutter auf keinen Fall hatte sehen lassen wollen. Mit dem Päckchen unter dem Arm lief sie in die Gasse hinaus, wo ihr Fahrrad stand, und legte es behutsam in den Korb. Dann schob sie das Rad um die Ecke nach vorn und nahm sich einen Moment Zeit, um nochmals zu prüfen, ob die Tür richtig abgeschlossen war.

Wenn herauskäme, dass sie früher gegangen war, wäre der Teufel los. Und wenn sich dann auch noch herausstellen würde, dass sie die Tür nicht richtig abgeschlossen hatte, zöge das ewige Verdammnis nach sich. Der Riegel war alt und klemmte manchmal. Da war es geraten, zur Beruhigung noch einen schnellen, erfolglosen Einbruchversuch zu machen. Gut, dachte Rachel, als die Tür fest geschlossen blieb. Jetzt konnte ihr nichts mehr passieren.

Obwohl es spät am Tag war, hatte die Hitze noch nicht nachgelassen. Der gewohnte Nordseewind – der Balford-le-Nez im tiefen Winter zu einem so unwirtlichen Ort machte – blies an diesem Nachmittag überhaupt nicht. Er hatte schon seit zwei Wochen den Betrieb eingestellt, seufzte nicht einmal genug, um die Wimpelketten, die quer über der High Street gespannt waren, zu bewegen.

Unter den schlaff herabhängenden Fähnchen roter und blauer Fröhlichkeit vom laufenden Meter radelte Rachel zielstrebig nach Süden, dem besseren Teil des Städtchens entgegen. Sie wollte nicht nach Hause. Da hätte sie in die entgegengesetzte Richtung fahren müssen, am Meer entlang zu den drei kurzen Straßen hinter dem Gewerbegebiet, wo sie in einem der Reihenhäuser in arg strapazierter Eintracht mit ihrer Mutter zusammenlebte. Sie war vielmehr auf dem Weg zu ihrer ältesten und besten und einzig wahren Freundin, die eben von einem schweren Schicksalsschlag getroffen worden war.

Vergiss ja nicht, teilnahmsvoll zu sein, befahl Rachel sich streng, während sie in die Pedale trat. Auf keinen Fall darf ich das von den *Clifflop Snuggeries* sagen, bevor ich ihr erklärt hab', wie leid es mir tut. Obwohl es mir eigentlich gar nicht besonders leidtut, wenn ich ehrlich bin. Ich hab' eher das Gefühl, dass plötzlich eine Tür aufgegangen ist, und jetzt möcht' ich da rein, so schnell ich kann.

Rachel zog ihren Rock über ihre Knie hoch, um besser radeln zu können und zu verhindern, dass sich der dünne, zarte Stoff in der öligen Kette verfang. Sie hatte schon am Morgen beim Ankleiden gewusst, dass sie Sahlah Malik abends besuchen würde, sie hätte also leicht etwas anziehen können, was für eine längere Radfahrt besser geeignet gewesen wäre. Aber der Rock, den sie gewählt hatte, besaß genau die richtige Länge, um die Aufmerksamkeit auf einen ihrer wenigen körperlichen Vorzüge zu lenken – ihre schlanken Fesseln –, und Rachel wusste, dass sie, da Gott sie bei der Verteilung körperlicher Schönheit so stiefmütterlich behandelt hatte, das Beste aus dem wenigen machen musste, das sie hatte. Darum trug sie stets Röcke und Schuhe, die ihren schlanken Fesseln schmeichelten, und hoffte, dass die Leute bei einem flüchtigen Blick ihr verunglücktes Gesicht nicht wahrnehmen würden.

In den zwanzig Jahren ihres Lebens hatte sie so ziemlich jedes abfällige Wort zu hören bekommen, das es gab: Reizlos, potthässig, schiech und grauslig waren die üblichen Adjektive; Kuh, Kröte und Gewitterziege die Substantive. Ihre ganze Schulzeit lang war sie das Ziel von Spott und gemeinen Hänseleien gewesen, und sie hatte früh gelernt, dass es für Menschen wie sie im Leben drei Möglichkeiten gab: weinen, davonlaufen oder sich wehren. Sie hatte sich

für die dritte entschieden, und ihre Bereitschaft, es mit jedem aufzunehmen, der ihr krumm kam, hatte ihr Sahlah Maliks Freundschaft eingebracht.

Meine beste Freundin, dachte Rachel. Durch dick und dünn. In guten und in schlechten Zeiten. Seit ihrem neunten Lebensjahr hatten sie nichts als gute Zeiten gehabt. Nur in den letzten zwei Monaten waren die Zeiten etwas schlechter geworden. Aber das würde sich ändern. Rachel war überzeugt davon.

Sie strampelte die Church Road hinauf, am Friedhof von St. John vorbei, wo die Blumen in der Hitze die Köpfe hängen ließen. Sie folgte der Biegung der rußgeschwärzten Bahnhoftmauer und keuchte den steilen Hang hinauf, der in die vornehmeren Viertel mit sanft gewellten Rasenflächen und grünen Alleen führte. Dieser Teil der Stadt hieß »The Avenues«, und Sahlah Malik wohnte mit ihren Eltern in der Second Avenue, fünf Minuten zu Fuß vom Greensward, der gepflegten Grünanlage, unter der zwei Reihen Strandhäuser direkt am Meeresrand standen.

Das Haus der Familie Malik gehörte zu den prächtigsten des Viertels, mit ausgedehnten Rasenflächen, einem Park und einer kleinen Birnenplantage, in deren Schatten Rachel und Sahlah die Geheimnisse ihrer Kindheit geteilt hatten. Es war ein sehr englisches Haus: mit Ziegeln gedeckt, Fachwerk, mit Rautenglasfenstern im Stil eines früheren Jahrhunderts. Die massive Haustür war mit Eisenknöpfen verziert, die vielen Türmchen und Kamine erinnerten an Hampton Court, und die allein stehende Garage – im hinteren Teil des Anwesens – ähnelte einer mittelalterlichen Festung. Nie hätte man vermutet, dass dieses Haus weniger als zehn Jahre alt war. Und wenn man sich vielleicht auch gesagt hätte, dass die Bewohner zu den wohlhabendsten Leuten in Balford gehören mussten, hätte man doch nie geahnt, dass sie aus Pakistan stammten, einem Land der Mujaheddin, Moscheen und *figh*.

Rachels Gesicht war schweißnass, als sie endlich ihr Rad den Bürgersteig hinaufschob und das Tor aufstieß. Aufatmend trat sie in die frisch duftende Kühle unter einer Weide und blieb einen Moment stehen. Nur um zu verschnaufen, sagte sie sich, und wusste doch genau, dass sie es auch tat, um sich vorzubereiten. Noch nie hatte sie jemanden aufgesucht, der einen Verlust der Art erlitten hatte,

wie er ihrer Freundin widerfahren war. Und jetzt musste sie genau überlegen, was sie sagen und wie sie es sagen würde, was sie tun und wie sie sich verhalten sollte. Auf keinen Fall wollte sie den Fehler machen, Sahlah vor den Kopf zu stoßen.

Sie ließ ihr Rad an einen Trog mit blühenden Geranien gelehnt stehen, nahm den hübsch verpackten Karton aus dem Korb und machte sich auf den Weg zum Haus. Krampfhaft suchte sie nach der besten Einleitung. Es tut mir so schrecklich leid ... ich bin gekommen, so schnell ich konnte ... ich wollte nicht anrufen, das kam mir so unpersönlich vor ... das ändert alles auf eine furchtbare Weise ... ich weiß, wie sehr du ihn geliebt hast ...

Aber das war eine Lüge. Sahlah Malik hatte ihren zukünftigen Mann überhaupt nicht geliebt.

Ach was, das spielte jetzt keine Rolle. Die Toten konnten nicht zurückkehren und von den Lebenden Rechenschaft fordern, und es hatte wenig Sinn, darüber nachzudenken, wie wenig ihre Freundin für einen Mann empfunden hatte, den man ihr aus einer Schar Wildfremder zum Ehemann bestimmt hatte. Nun würde er ja nicht mehr ihr Ehemann werden. Was einen beinahe auf den Gedanken bringen könnte ... Aber nein. Rachel verbot sich alle Mutmaßungen. Mit ihrem Paket unter dem Arm klopfte sie an die Tür.

Sie öffnete sich von selbst unter ihrer Hand, und aus dem Wohnzimmer schallten ihr die unverwechselbaren Klänge untermalender Filmmusik sowie mehrere Stimmen entgegen, die ein Gespräch in einer fremden Sprache führten. Urdu, vermutete sie. Der Film war gewiss wieder ein Katalogkauf von Sahlahs Schwägerin, die wahrscheinlich auf einem Kissen vor dem Videogerät hockte, wie üblich eine Schüssel Seifenwasser im Schoß, in der sie Dutzende ihrer goldenen Armbänder zur gründlichen Reinigung eingeweicht hatte.

Rachel lag gar nicht weit daneben mit ihrer Vermutung. Sie rief: »Hallo? Sahlah?« und trat ins Wohnzimmer. Dort fand sie wie erwartet Yumn vor, die junge Frau von Sahlahs Bruder, allerdings nicht mit der Reinigung ihres Schmucks beschäftigt, sondern bei Ausbesserungsarbeiten an einem ihrer vielen *dupattār*. Sie stichelte eifrig am Saum des Schals, brachte aber, ungeschickt, wie sie war, nichts Rechtes zustande.

Sie stieß einen kleinen Schrei aus, als Rachel sich räusperte, warf die Hände in die Höhe und ließ Nadel, Faden und Schal einfach fallen. Die Fingerhüte, die sie aus unerfindlichen Gründen an sämtlichen Fingern ihrer linken Hand trug, flogen in alle Richtungen. »Mein Gott, haben Sie mich erschreckt!«, rief sie heftig. »Ach, du meine Güte, du meine Güte, Rachel Winfield. Und ausgerechnet an diesem einen Tag, wo mich nichts aus der Ruhe bringen sollte. Der weibliche Zyklus reagiert so empfindlich. Hat Ihnen das noch nie jemand gesagt?«

Sahlah pflegte immer zu sagen, ihre Schwägerin sei zur Schauspielerin geboren und zu nichts erzogen. Ersteres schien wahr zu sein. Rachels Eintreten war beileibe nicht heimlich und verstoßen gewesen. Dennoch schien Yumn entschlossen, es zum Anlass zu nehmen, sich ins Rampenlicht zu rücken. Sie richtete die Scheinwerfer auf ihren »weiblichen Zyklus«, wie sie es nannte, und umschloss mit beiden Händen ihren Bauch, damit Rachel auch ja verstand, was sie meinte. Völlig überflüssig. Wenn Yumn je von etwas anderem sprach als von ihrer Absicht, ein drittes Mal schwanger zu werden – innerhalb von drei Jahren Ehe und noch bevor ihr zweiter Sohn anderthalb Jahre alt war –, so hatte Rachel es jedenfalls noch nicht erlebt.

»Tut mir leid«, sagte Rachel. »Ich wollte Sie nicht erschrecken.«

»Das will ich hoffen.« Yumn sammelte ihr Nähzeug ein. Blinzelnd begutachtete sie ihren Schal, allerdings nur mit dem rechten Auge. Das linke, dessen eigenwillige Wanderungen sie im Allgemeinen im Schatten eines verhüllenden Schals verbarg, kniff sie zu. Sie schien bereit, sich ganz in ihre Arbeit zu vertiefen und Rachel bis in alle Ewigkeit zu ignorieren.

»Yumn«, sagte Rachel, sich in Erinnerung bringend, »ich wollte zu Sahlah. Ist sie da?«

Yumn zuckte die Achseln. »Sie ist doch immer da. Aber wenn ich sie rufe, ist sie plötzlich stocktaub. Sie braucht mal eine richtige Tracht Prügel, aber keiner will sie ihr geben.«

»Wo ist sie?«, fragte Rachel.

»Ach, die arme Kleine«, denken alle«, fuhr Yumn fort. »Man muss sie in Ruhe lassen. Sie trauert. Trauern, ha! Das ist wirklich zum Lachen.«

Die Bemerkung erschreckte Rachel, aber aus Loyalität zu Sahlah verbarg sie es. »Ist sie da?«, wiederholte sie geduldig. »Wo ist sie, Yumn?«

»Sie ist oben.« Als Rachel sich zum Gehen wandte, fügte Yumn mit einem boshaften kleinen Lachen hinzu: »Zweifellos niedergedreckt vom Schmerz.«

Rachel fand Sahlah im Kinderzimmer, das man Yumns zwei kleinen Söhnen im vorderen Teil des Hauses eingerichtet hatte. Sie stand am Bügelbrett und war dabei, einen Berg frisch gewaschener Windeln zu präzisen Vierecken zu falten. Ihre Neffen – der eine zweieinviertel, der andere knapp anderthalb Jahre alt – lagen zusammen in einem Bettchen am offenen Fenster. Beide schliefen fest.

Rachel hatte die Freundin seit zwei Wochen nicht mehr gesehen. Beim Abschied waren unfreundliche Worte zwischen ihnen gefallen, darum fühlte sie sich jetzt trotz aller Vorbereitung auf dieses Zusammentreffen nicht recht wohl in ihrer Haut. Sie kam sich plump und linkisch vor. Schuld daran war allerdings nicht allein das Missverständnis, das sich zwischen ihnen breitgemacht hatte, auch nicht Rachels Einsicht, dass sie bei ihrem Eintritt in das Haus der Maliks einen fremden Kulturkreis betreten hatte. Es lag vor allem daran, dass Rachel sich der äußerlichen Unterschiede zwischen sich und ihrer Freundin schmerzlich bewusst war – eine Erkenntnis, die sie bei jedem Blick auf Sahlah von neuem traf.

Sahlah war schön. Aus Achtung vor ihrer Religion und den Wünschen ihrer Eltern trug sie das züchtige *shalwār-qamis*. Doch weder die weiten Pluderhosen noch das lose Hemd, das ihr bis über die Hüften hing, konnten ihrer Schönheit Abbruch tun. Sie hatte muskatbraune Haut und Augen so dunkel wie Kakao, mit langen, dichten Wimpern. Das dunkle Haar trug sie in einem festen Zopf, der ihr bis zur Taille hing, und als sie bei der Nennung ihres Namens den Kopf hob, fielen ihr leicht gekräuselte, spinnwebfeine Locken um das schmale Gesicht. Einziger Makel ihrer Schönheit war ein Muttermal von Erdbeerfarbe und -form. Es saß wie eine Tätowierung hoch auf ihrem Wangenknochen und wurde merklich dunkler, als sie Rachel erblickte.

Rachel erschrak beim Anblick von Sahlahs Gesicht. Die Freundin

sah krank aus, und Rachel vergaß augenblicklich alles, was sie mit so viel Bedacht vorbereitet hatte. Impulsiv streckte sie Sahlah das Geschenk hin, das sie mitgebracht hatte. »Das ist für dich«, sagte sie. »Es ist ein Geschenk, Sahlah.« Sofort kam sie sich wie eine elende Idiotin vor.

Sahlah strich mit bedächtiger Bewegung eine Windel glatt. Sie schlug den Stoff einmal um, sorgfältig darauf bedacht, dass die Ecken genau übereinstimmten.

»Ich hab' das alles nicht so gemeint«, sagte Rachel. »Was weiß ich denn schon von der Liebe? Ausgerechnet ich. Und von der Ehe hab' ich noch weniger Ahnung. So, wie ich aufgewachsen bin! Ich meine, meine Mutter war vielleicht irgendwann mal zehn Minuten lang verheiratet. Und sie behauptet, sie hätte es aus Liebe getan. Da hast du's.«

Sahlah faltete die Windel noch zweimal und legte sie auf den Stapel am Ende des Bügelbretts. Sie ging zum Fenster und sah nach ihren Neffen. Ganz überflüssig, dachte Rachel. Die schliefen doch wie die Toten.

Sie zuckte innerlich zusammen bei dem Vergleich. Sie musste unbedingt daran denken, während ihres Besuchs in diesem Haus gerade dieses Wort nicht zu gebrauchen oder auch nur zu denken. »Es tut mir leid, Sahlah«, sagte sie.

»Du hättest mir kein Geschenk mitzubringen brauchen«, erwiderte Sahlah leise.

»Verzeihst du mir? Bitte, sag, dass du mir verzeihst. Ich könnte es nicht ertragen, wenn du mir nicht verzeihst.«

»Du brauchst dich für nichts zu entschuldigen, Rachel.«

»Das heißt, dass du mir nicht verzeihst, stimmt's?«

Die feingeschnitzten Beinperlen von Sahlahs Ohrringen schlugen leise klirrend aneinander, als sie den Kopf schüttelte. Aber sie sagte nichts.

»Bitte, nimm das Geschenk«, sagte Rachel. »Als ich es gesehen habe, habe ich sofort an dich gedacht. Mach es auf. Bitte!« Sie wünschte so sehr, sie könnte die Bitterkeit ihres letzten Gesprächs vergessen machen. Sie wünschte verzweifelt, sie könnte ihre Worte und ihre Anklagen zurücknehmen; sie wollte nur ihre Freundin wiederhaben.

Nach einem Moment der Überlegung seufzte Sahlah leise und nahm das Päckchen entgegen. Sie betrachtete das Geschenkpapier, ehe sie es entfernte, und Rachel freute sich, als sie sie über die Bilder der Kätzchen, die tollpatschig mit einem Knäuel Garn spielten, lächeln sah. Sie berührte eins mit der Fingerspitze. Dann schob sie das Band von der Schachtel und riss vorsichtig den Klebstreifen ab. Nachdem sie den Deckel des Kartons abgenommen hatte, hob sie das Kleidungsstück heraus und strich mit den Fingern behutsam über die goldenen Fäden.

Rachel wusste, dass sie gut gewählt hatte. Der *sherwani*-Mantel war lang. Er hatte einen hohen Kragen. Nichts an ihm beleidigte Sahlahs kulturelle oder religiöse Sitten. Mit einer langen Hose getragen, würde er sie ganz bedecken. Ihre Eltern – deren Wohlwollen und Verständnis Rachel für die Verwirklichung ihrer Pläne brauchte – konnten nichts an ihm auszusetzen haben. Gleichzeitig aber war der Mantel ein Symbol für den Wert, den Rachel der Freundschaft mit Sahlah beimaß. Er war aus golddurchwirkter Seide, die seinen Preis verriet. Rachel hatte tief in die Tasche greifen müssen, um ihn zu bezahlen. Aber das war bedeutungslos, wenn er ihr Sahlah zurückbrachte.

»Die Farbe hat mir gleich ins Auge gestochen«, sagte Rachel. »Sienabraun, das passt genau zu deiner Haut. Zieh ihn an.« Sie lachte ein wenig gezwungen, als Sahlah zögernd den Kopf senkte und mit einem Finger den Rand eines Knopfes nachzog. Die sind aus echtem Horn, diese Knöpfe, hätte Rachel am liebsten gesagt. Aber sie brachte die Worte nicht heraus. Sie hatte zu große Angst. »Sei doch nicht so zurückhaltend, Sahlah. Zieh ihn an. Gefällt er dir nicht?«

Sahlah legte das Kleidungsstück auf das Bügelbrett und faltete seine Ärmel so akkurat wie zuvor die Windeln. Sie umfasste einen der Anhänger an ihrer Halskette und hielt ihn fest wie einen Talisman. »Es ist zu viel, Rachel«, sagte sie schließlich. »Ich kann ihn nicht annehmen. Es tut mir leid.«

Rachel schossen die Tränen in die Augen. »Aber wir ...«, begann sie. »Wir sind doch Freundinnen. Sind wir nicht Freundinnen?«

»Doch.«

»Dann –«

»Ich kann mich nicht revanchieren. Ich habe nicht das Geld dazu. Und selbst wenn ich es hätte ...« Sahlah faltete weiter an dem Mantel und ließ den Satz unvollendet.

Rachel vollendete ihn für sie. Sie kannte die Freundin lange genug, um zu wissen, was ihr durch den Kopf ging. »Du würdest es deinen Eltern geben. Du würdest es nicht für mich ausgeben.«

»Das Geld. Ja.« Sie fügte nicht hinzu: »Das ist bei uns so üblich.« Das hatte sie in den elf Jahren ihrer Freundschaft so oft gesagt – und unzählige Male wiederholt, seit sie Rachel ihre Absicht mitgeteilt hatte, einen ihr völlig fremden Pakistani zu heiraten, den ihre Eltern für sie ausgewählt hatten –, dass sie ihrer Erklärung dieses Sprüchlein nicht mehr anzuhängen brauchte.

Vor ihrem Besuch hatte Rachel nicht bedacht, dass das Zusammentreffen mit Sahlah sie noch mehr deprimieren könnte als die letzten Wochen des Schweigens. Sie hatte die Zukunft als eine Art logische Schlussfolgerung gesehen: Sahlahs Verlobter war tot, Sahlah lebte, folglich konnte Sahlah ihren Platz als Rachels beste Freundin und liebste zukünftige Gefährtin wieder einnehmen. Doch anscheinend sollte das nicht sein.

Rachel war übel. Ihr schwamm der Kopf. Nach allem, was sie getan hatte! Nach allem, was sie wusste, nach allem, was sie gehört und getreulich für sich behalten hatte, weil man das als beste Freundin tat ...

»Ich möchte, dass du ihn behältst.« Rachel bemühte sich um einen Ton, der dem Besuch in einem Haus, das vom Tod heimgesucht worden war, angemessen war. »Ich bin nur gekommen, um dir zu sagen, dass es mir schrecklich leidtut – ich meine – äh – dein Verlust.«

»Rachel«, sagte Sahlah leise, »bitte hör auf.«

»Ich verstehe, wie traurig du sein musst. Du hast ihn zwar nur kurze Zeit gekannt, aber sicher hast du ihn in dieser Zeit lieben gelernt. Denn –« Sie hörte selbst, wie ihre Stimme scharf wurde. Gleich würde sie schrill werden. »Denn ich weiß ja, dass du niemals einen Mann heiraten würdest, den du nicht liebst, Sahlah. Du hast immer gesagt, dass du das nie im Leben tun würdest. Folglich muss es doch so gewesen sein, dass dein Herz Haytham auf den ersten Blick zugeflogen ist. Und als er seine Hand auf deinen Arm gelegt

hat – seine klamme, feuchte Hand –, da hast du gewusst, dass er der Richtige ist. So war es doch, oder? Und deswegen bist du jetzt so am Boden zerstört.«

»Ich weiß, dass es für dich schwer zu verstehen ist.«

»Nur scheinst du gar nicht so am Boden zerstört. Wenigstens nicht Haythams wegen. Wie kommt das wohl? Fragt sich dein Vater das auch?«

Sie sagte Dinge, die sie gar nicht sagen wollte. Es war, als hätte ihre Stimme sich selbständig gemacht und als hätte sie keine Macht, sie unter Kontrolle zu bringen.

»Du weißt überhaupt nicht, was in mir vorgeht«, sagte Sahlah leise, aber doch beinahe heftig. »Du willst mich mit deinen Maßstäben messen, aber das geht nicht, sie sind anders als meine.«

»So, wie ich anders bin als du«, fügte Rachel hinzu, und ihr Ton war bitter. »Richtig?«

Sahlahs Stimme wurde weich. »Wir sind Freundinnen, Rachel. Wir sind immer Freundinnen gewesen und werden es immer bleiben.«

Die Beteuerung schmerzte Rachel mehr als jede Zurückweisung es getan hätte. Sie wusste, dass diese Erklärung eben nicht mehr als eine Erklärung war. Sie mochte wahr sein, ein Versprechen war sie nicht.

Rachel griff in die Brusttasche ihrer Bluse und zog die zerknitterte Broschüre heraus, die sie seit mehr als zwei Monaten mit sich herumtrug. Sie hatte sie sich so oft angesehen, dass sie die Bilder und den begleitenden Werbetext über die *Clifftop Snuggeries*, eine neuerbaute Wohnanlage mit Zwei- und Dreizimmerwohnungen, auswendig kannte. Die Häuser standen an der South Promenade, direkt über dem Meer. Je nachdem, für welchen Wohnungstyp man sich entschied, hatte man entweder Balkon oder Terrasse, aber eine Aussicht hatten alle Wohnungen zu bieten: entweder auf Balfords Vergnügungspier im Norden oder auf die endlose graugrüne Weite des Meeres im Osten.

»Das sind die Wohnungen.« Rachel entfaltete den Prospekt. Sie versuchte nicht, ihn an Sahlah weiterzureichen, weil sie instinktiv wusste, dass diese ihn nicht nehmen würde. »Ich habe genug Geld für die Anzahlung gespart. Ich könnte das übernehmen.«

»Rachel, kannst du nicht mal versuchen, dich in meine Welt hineinzuendenken?«

»Ich meine, ich *möchte* das übernehmen. Ich würde dafür sorgen, dass dein Name – genau wie meiner – auf die Urkunde kommt. Du müsstest jeden Monat nur einen bestimmten Betrag bezahlen, ungefähr –«

»Das kann ich nicht.«

»Doch, du kannst«, widersprach Rachel. »Du glaubst nur, dass du es nicht kannst, weil du so erzogen worden bist. Aber du brauchst doch nicht den Rest deines Lebens so zu leben. Das tut sonst auch keiner.«

Der ältere der beiden kleinen Jungen wurde unruhig und wimmerte im Schlaf. Sahlah ging zu ihm. Die Kinder waren beide nicht zugedeckt – es war viel zu warm dafür im Zimmer –, so dass keine Decken zurechtgezogen werden mussten. Sahlah strich mit der Hand leicht über die Stirn des Kleinen. Er drehte sich im Schlaf herum und reckte den Po in die Höhe.

»Rachel«, sagte Sahlah, den Blick auf ihren Neffen gerichtet, »Haytham ist tot, aber das entbindet mich nicht von meinen Pflichten der Familie gegenüber. Wenn mein Vater morgen einen anderen Mann für mich auswählt, werde ich ihn heiraten. Ich muss es.«

»Du *musst*? Das ist ja verrückt. Du hast ihn nicht mal gekannt. Und den nächsten wirst du auch nicht kennen. Was –«

»Nein. Ich *möchte* es.«

Ihre Stimme war ruhig, doch die Entschiedenheit ihres Tons war nicht zu überhören. Die Vergangenheit ist tot, sagte sie, ohne es auszusprechen. Aber sie hatte eins vergessen. Auch Haytham Querashi war tot.

Rachel trat zum Bügelbrett und faltete den Mantel fertig zusammen. Sie tat es mit der gleichen Sorgfalt, die Sahlah zuvor auf die Windeln verwendet hatte. Sie schlug den Mantel in der Mitte um und achtete darauf, dass der Saum genau in einer Linie mit den Schultern war. Sie faltete die Seiten zu schmalen Keilen, die sie einklappte. Sahlah, die immer noch am Bett der Kinder stand, sah ihr zu.

Als Rachel den Mantel wieder in den Karton gelegt und den Deckel geschlossen hatte, sagte sie: »Wir haben doch immer davon gesprochen, wie es mal werden würde.«

»Damals waren wir klein. Träume zu haben ist leicht, wenn man ein Kind ist.«

»Du hast gedacht, ich würde sie vergessen.«

»Ich habe gedacht, du würdest ihnen entwachsen.«

Die Bemerkung schmerzte, viel stärker, als Sahlah wahrscheinlich beabsichtigt hatte. Sie zeigte, in welchem Maß sie sich verändert hatte, in welchem Maß ihre Lebensverhältnisse sie verändert hatten. Und sie zeigte auch, dass sich Rachel überhaupt nicht verändert hatte. »Wie du ihnen entwachsen bist?«, fragte sie.

Sahlahs Blick wurde unsicher unter dem Rachels. Sie legte eine Hand auf das Geländer des Kinderbetts und umfasste es fest. »Bitte glaub mir, Rachel. Ich muss so handeln.«

Sie schien mehr sagen zu wollen, aber Rachel ging die Fähigkeit ab, indirekte Schlüsse zu ziehen. Sie versuchte, Sahlahs Gesicht zu entnehmen, welche Gefühle und welche Bedeutung ihre Worte in sich bargen. Aber sie konnte sie nicht erfassen. »Warum?«, fragte sie deshalb. »Weil es deine Art ist? Weil dein Vater es verlangt? Weil du aus der Familie ausgestoßen wirst, wenn du nicht tust, was dir gesagt wird?«

»Das alles trifft zu.«

»Aber es steckt noch mehr dahinter, stimmt's?« Rachel sprach hastig weiter. »Es macht nichts, wenn deine Familie dich verstößt. Ich Sorge für dich, Sahlah. Ich bin immer für dich da. Ich lasse nicht zu, dass dir etwas Schlimmes geschieht.«

Sahlah lachte leise und ironisch. Sie wandte sich dem Fenster zu und sah in die gleißende Nachmittagssonne hinaus, die erbarungslos auf den Garten herunterbrannte, den Boden austrocknete, den Rasen entwässerte, den Blumen das Leben raubte. »Das Schlimme ist schon geschehen«, sagte sie. »Was hast du getan, um es zu verhindern?«

Bei der Frage wurde Rachel so kalt, als hätte ein eisiger Luftzug sie getroffen. Sie ließ vermuten, dass Sahlah erfahren hatte, wie weit Rachel sich hatte hinreißen lassen, um sich ihre Freundschaft zu bewahren. Ihr sank der Mut. Aber sie konnte das Haus nicht verlassen, ohne die Wahrheit zu erfahren. Sie wollte sich ihr nicht stellen, weil sie sich, wenn die Wahrheit so war, wie sie glaubte, dann auch der Erkenntnis würde stellen müssen, dass sie selbst das Ende ihrer

Freundschaft verschuldet hatte. Aber sie sah keinen Ausweg. Sie hatte sich aufgedrängt, wo sie nicht erwünscht war. Jetzt würde sie erfahren, wie hoch der Preis dafür war.

»Sahlah«, sagte sie, »hat Haytham ...« Sie zögerte. Wie die Frage stellen, ohne zu bekennen, wie weit ihr hässlicher Verrat an der Freundin gegangen war?

»Was?«, fragte Sahlah. »Hat Haytham was?«

»Hat er irgendwann einmal mit dir über mich gesprochen?«

Sahlah schien so verduzt über die Frage, dass es Rachel als Antwort genügte. Die Erleichterung, die sie empfand, war so köstlich, dass sie ihre Süße auf der Zunge schmeckte. Haytham Querashi war gestorben, ohne etwas zu sagen. Im Moment zumindest war Rachel Winfield sicher.

Vom Fenster aus blickte Sahlah ihrer Freundin nach, als sie davonradelte. Sie fuhr in Richtung Greensward. Sie wollte an der Küste entlang heimkehren. Der Weg würde sie direkt an den *Clifftop Snuggeries* vorbeiführen, dem Hort ihrer Träume trotz allem, was Sahlah gesagt und getan hatte, um zu demonstrieren, dass ihre Wege sich getrennt hatten.

Im Herzen war Rachel immer noch das kleine Mädchen von damals, als sie und Sahlah einander in der Grundschule begegnet waren. Sie hatte sich mehreren plastischen Operationen unterzogen, um dem Unglücksgesicht, mit dem sie geboren war, halbwegs passable Züge verleihen zu lassen, doch hinter dieser neuen Fassade war sie immer noch dasselbe Kind: stets voller Hoffnung und Eifer, stets voller Pläne, ganz gleich, wie unrealistisch sie waren.

Sahlah hatte sich alle Mühe gegeben, Rachel klarzumachen, dass ihr großer Plan – gemeinsam eine Wohnung zu kaufen und dort glücklich und zufrieden bis an ihr Lebensende zusammenzuleben – nicht durchführbar war. Ihr Vater hätte ihr niemals erlaubt, ein solches Leben zu führen, fern von der Familie und zusammen mit einer Frau. Und selbst wenn er in einem Anfall von Wahnsinn seiner einzigen Tochter gestatten würde, einen so abartigen Weg einzuschlagen, könnte Sahlah es nicht tun. Früher einmal hätte sie es vielleicht gekonnt. Aber jetzt war es zu spät.

Und mit jedem Augenblick, der verstrich, wurde es noch später.

Haythams Tod war in so vieler Hinsicht ihr eigener. Wäre er am Leben geblieben, hätte nichts eine Rolle gespielt. Jetzt, da er tot war, spielte alles eine Rolle.

Sie schob die Hände unter ihrem Kinn zusammen und schloss die Augen. Sie sehnte sich nach einem Hauch Meeresluft, die ihren Körper kühlen und ihren fiebrigen Geist beruhigen würde. In einem Roman – den sie vor ihrem Vater versteckt hatte, weil der solche Lektüre nicht gutgeheißен hätte – hatte sie einmal den Ausdruck »ihre Gedanken rasten« gelesen und nicht verstanden, wie Gedanken so etwas fertigbringen sollten. Aber jetzt wusste sie es. Ihre Gedanken rasten wie eine ganze Herde Gazellen, seit sie wusste, dass Haytham tot war. Von diesem Moment an hatte sie hin und her überlegt, was sie tun, wohin sie gehen, mit wem sie sprechen, wie sie sich verhalten und was sie sagen sollte. Sie hatte keine Lösung gefunden. Das Resultat war, dass sie nun wie gelähmt war. Beim Warten versteinert. Doch worauf sie wartete, hätte sie nicht sagen können. Auf Rettung vielleicht. Oder auf die Wiederherstellung ihrer Fähigkeit zu beten. Früher hatte sie fünfmal täglich mit absoluter Hingabe gebetet. Jetzt hatte sie diese Gabe verloren.

»Na, ist der Troll gegangen?«

Sahlah drehte sich um. An der Tür stand Yumn, eine Schulter an den Pfosten gelehnt. »Sprichst du von Rachel?«, fragte Sahlah.

Yumn trat ins Zimmer, die Arme erhoben, um ihr Haar zu flechten. Der Zopf, der dabei herauskam, war dürrtüg, kaum so dick wie der kleine Finger einer Frau. An manchen Stellen schimmerte wenig gefällig Yumns Kopfhaut durch.

»Sprichst du von Rachel?«, äffte sie ihre Schwägerin nach. »Warum redest du eigentlich immer, als hättest du einen Schürhaken im Hintern stecken?« Sie lachte. Sie hatte das *dupattā* abgenommen, das sie stets zu tragen pflegte, und ohne den Schal, ohne eine verhüllende Strähne Haar fiel ihr Wanderauge noch mehr auf als sonst. Wenn sie lachte, schien das Auge hin und her zu glitschen wie ein rohes Eigelb. »Massier mir den Rücken«, befahl sie. »Ich möchte heute Abend entspannt sein für deinen Bruder.« Sie ging zu dem Bett, in dem bald ihr älterer Sohn schlafen würde, streifte ihre Sandalen ab und ließ sich auf die himmelblaue Tagesdecke sinken. Sie legte die Beine hoch und drehte sich auf die Seite.

»Sahlah, hast du mich gehört?« fragte sie. »Massier mir den Rücken.«

»Nenn Rachel nicht Troll. Sie kann so wenig für ihr Aussehen wie –« Sahlah verkniff sich das letzte Wort. »Wie du« wäre sofort, begleitet von einem entsprechenden hysterischen Anfall, zu Muhannad weitergetragen worden. Und Sahlahs Bruder hätte sie die Beleidigung der Mutter seiner Söhne büßen lassen.

Yumn beobachtete sie mit einem hinterhältigen Lächeln. Sie wünschte, Sahlah würde den Satz vollenden. Nichts hätte sie lieber gehört als das Klatschen von Muhannads flacher Hand auf der Wange seiner jüngeren Schwester. Aber Sahlah war nicht gewillt, ihr diese Freude zu machen. Vielmehr trat sie zum Bett und wartete, während Yumn ihren Oberkörper entkleidete.

»Ich möchte Öl«, sagte sie im Befehlstone. »Das mit dem Eukalyptusgeruch. Und wärme es erst in deinen Händen, kalt kann ich es nicht ausstehen.«

Sahlah holte gehorsam das Öl, während Yumn sich seitlich liegend ausstreckte. Ihr Körper zeigte die Spuren der zwei Schwangerschaften, die so rasch aufeinandergefolgt waren. Yumn war erst vierundzwanzig Jahre alt, aber ihre Brüste begannen schon schlaff zu werden, und die zweite Schwangerschaft hatte ihrer Haut die Elastizität geraubt und ihren stämmigen Körper zulegen lassen. Wenn sie an ihrer Absicht festhielt, ihrem Mann jedes Jahr ein Kind zu bescheren, wäre sie in fünf Jahren wahrscheinlich so breit wie hoch.

Sie drehte ihren Zopf auf dem Kopf zusammen und befestigte ihn dort mit einer Haarnadel, die sie vom Nachttisch nahm. »Fang an«, sagte sie.

Sahlah goss etwas Öl in ihre Hände und rieb sie aneinander, um es zu wärmen. Es war ihr unangenehm, die Haut ihrer Schwägerin berühren zu müssen, doch als Ehefrau ihres ältesten Bruders hatte Yumn das Recht, Sahlah Aufträge zu geben und zu erwarten, dass sie ohne Widerrede ausgeführt wurden.

Sahlahs Heirat hätte der Herrschaft Yumns über sie ein Ende bereitet, nicht nur, weil sie dann ebenfalls eine verheiratete Frau gewesen wäre, sondern auch, weil sie mit der Heirat das Haus ihres Vaters verlassen hätte und Yumns Knute damit entronnen wäre.

Und im Gegensatz zu Yumn, die sich trotz all ihrer Herrschsüchtigkeit der Schwiegermutter unterwerfen musste, in deren Haus sie lebte, hätte Sahlah mit Haytham allein gelebt, wenigstens so lange, bis er seine Familie aus Pakistan hätte nachkommen lassen. Nichts von alledem würde jetzt geschehen. Sie war eine Gefangene, und jeder in dem Haus in der Second Avenue – ausgenommen ihre zwei kleinen Neffen – war ihr Kerkermeister.

»Das tut gut«, meinte Yumn seufzend. »Meine Haut muss glänzen. Das gefällt deinem Bruder. Das erregt ihn. Und wenn er erregt ist ...« Sie lachte gurrend. »Männer. Was für Kinder! Die Ansprüche, die sie haben! Die Wünsche! Wie schwer sie uns das Leben machen können, nicht? Füllen uns den Bauch mit Kindern. Gerade haben wir einen Sohn geboren, will der Vater schon den nächsten. Was für ein Glück für dich, dass du diesem elenden Schicksal entronnen bist, *bahin*.« Ihre Lippen verzogen sich wie in geheimer Erheiterung.

Sahlah erkannte genau – was ja auch Zweck der Übung war –, dass ihre Schwägerin gar nicht mit ihrem Schicksal haderte. Im Gegenteil, sie sonnte sich im Glanz ihrer Gebärfreudigkeit und nutzte diese nach Kräften aus: um zu bekommen, was sie wollte, um zu tun, was ihr beliebte, um zu manipulieren und zu fordern. Was hatte ihre Eltern bewogen, ihrem einzigen Sohn eine solche Ehefrau auszuwählen?, fragte sich Sahlah. Gewiss, Yumns Vater hatte Geld, und ihre großzügige Mitgift hatte viele Neuerungen in der Familienfirma Malik ermöglicht, aber es mussten doch andere geeignete Frauen zu haben gewesen sein, als die Eltern Malik es für an der Zeit gehalten hatten, ihrem Sohn eine Frau zu suchen. Und wie brachte Muhannad es über sich, diese Frau anzufassen? Ihr Körper war teigig und ihr Geruch scharf.

»Sag mir die Wahrheit, Sahlah«, murmelte Yumn, wohligh die Augen schließend, während Sahlah ihre Muskeln knetete, »bist du froh? Du kannst es mir ruhig sagen. Ich werde Muhannad kein Wort verraten.«

»Worüber soll ich froh sein?« Sahlah griff nach dem Öl und goss ein paar Tropfen in ihre Handfläche.

»Dass du der Pflicht entronnen bist, deinem Ehemann Söhne und deinen Eltern Enkel zu beschenken.«

»Ich habe gar nicht daran gedacht, meinen Eltern Enkel zu bescheren«, erwiderte Sahlah. »Das erledigst du doch glänzend.«

Yumn lachte. »Ich kann es nicht fassen, dass sich seit Bishrs Geburt noch nichts getan hat. Muhannad braucht mich normalerweise nur anzurühren, und schon am nächsten Morgen bin ich schwanger. Und was für Söhne wir zusammen produzieren! Was für ein Mann Muhannad ist.«

Yumn drehte sich auf den Rücken. Sie umschloss ihre schweren Brüste mit den Händen und hob sie an. Die Warzenhöfe waren groß wie Untertassen und dunkel wie das Eisenvitriol vom Nez.

»Sieh dir an, was Schwangerschaften aus einem Frauenkörper machen, *bahin*. Welch ein Glück für dich, dem entronnen zu sein und schlank und unberührt bleiben zu können.« Sie machte eine träge Handbewegung. »Sieh dich an. Keine Krampfadern, keine Schwangerschaftsstreifen, keine Schwellungen oder Wehwehchen. So jungfräulich, Sahlah. Du bist so schön, dass ich mich fragen muss, ob du wirklich heiraten wolltest. Wahrscheinlich nicht. Du wolltest mit Haytham Querashi nichts zu tun haben. Richtig?«

Sahlah zwang sich, dem herausfordernden Blick ihrer Schwägerin zu begegnen. Ihr Herz klopfte so heftig, dass sie das Gefühl hatte, alles Blut werde ihr ins Gesicht getrieben. »Soll ich weitermassieren?«, fragte sie. »Oder reicht es dir?«

Yumn lächelte träge. »Ob es mir reicht?«, fragte sie. »O nein, *bahin*. Es reicht mir noch lange nicht.«

Vom Fenster der Bibliothek aus beobachtete Agatha Shaw ihren Enkel, der draußen aus seinem BMW stieg. Sie sah auf die Uhr. Er hatte sich eine halbe Stunde verspätet. Unmöglich. Geschäftsleute hatten pünktlich zu sein, und wenn Theo in Balford-le-Nez als Nachkomme von Agatha und Lewis Shaw – folglich als jemand, mit dem man rechnen musste – ernst genommen werden wollte, würde er endlich begreifen müssen, wie wichtig es war, eine Armbanduhr zu tragen statt dieses lächerlichen handschellenartigen Dings, das er so schick fand. Scheußlicher Talmi. In *ihrer* Jugend wäre ein sechszwanzigjähriger Mann, der ein Armband trug, vor Gericht gelandet, wo er das Wort Sodomit öfter zu hören bekommen hätte, als ihm lieb sein konnte.

Agatha trat etwas zur Seite, so dass der Vorhang sie vor Blicken von außen verbarg. Sie musterte Theo, als er auf das Haus zuing. Es gab Tage, an dem alles an dem jungen Mann in ihr wütende Ablehnung hervorrief, und dies war so ein Tag. Er war seiner Mutter zu ähnlich. Das gleiche blonde Haar, die gleiche helle Haut, die in der Sonne Sommersprossen bekam, die gleiche athletische Figur. Nun, sie war Gott sei Dank tot und würde die Strafe bekommen haben, die der Herr für skandinavische Huren vorgesehen hatte, die sich und ihren Mann mit dem Auto zu Tode fahren. Theos Anwesenheit in ihrem Leben erinnerte sie daran, dass sie ihr jüngstes und liebstes Kind zweimal verloren hatte: das erste Mal durch eine Ehe, die zu seiner Enterbung geführt hatte, und das zweite Mal durch einen Autounfall, nach dem seine zwei ungebärdigen kleinen Söhne, noch keine zehn Jahre alt, in ihrer – Agathas – Obhut zurückgeblieben waren.

Während Theo sich dem Haus näherte, ging sie noch einmal alle Aspekte durch, die ihr an ihm missfielen. Er kleidete sich auf eine Weise, die seiner Position ins Gesicht schlug. Er bevorzugte lose geschnittenes Leinen: Jacketts mit Schulterpolstern, Hemden ohne Kragen, Hosen mit Falten. Und alles immer in Pastellfarben oder Beige oder Rehbraun. Er trug lieber Sandalen als ordentliches Schuhwerk. Ob er Socken anzog war stets reine Glückssache. Und als reichte das alles noch nicht, um potentielle Investoren abzuschrecken, trug er seit dem Tod seiner Mutter dieses grässliche Goldkettchen mit dem Kreuz daran, das ihr gehört hatte, so einen makabren katholischen Talisman mit dem Gekreuzigten darauf. Genau der geeignete Blickfang für einen Geschäftsmann, den man überzeugen wollte, dass es sich lohnte, sein Geld in die Sanierung und Wiedergeburt von Balford-le-Nez zu stecken.

Aber es hatte gar keinen Sinn, Theo sagen zu wollen, wie er sich kleiden, wie er auftreten, wie er sich präsentieren sollte, wenn er die Pläne für die städtische Sanierung darlegte. »Die Leute glauben entweder an das Projekt, Großmutter, oder sie tun es nicht«, pflegte er auf ihre Vorschläge zu antworten.

Die Tatsache, dass sie sich darauf beschränken musste, Vorschläge zu machen, erboste sie. Dies war *ihr* Projekt. Dies war *ihr* Traum. Sie hatte es dank ihrer Vision geschafft, sich über vier Amts-

zeiten als Stadträtin von Balford zu halten, und es war zum Verzweifeln, dass sie sich nun – nur weil es einem einzigen Blutgefäß in ihrem Kopf eingefallen war zu platzen – schonen und es ihrem pflaumenweichen, konfusen Enkel überlassen musste, für sie zu sprechen. Allein der Gedanke reichte, um einen neuerlichen Schlaganfall auszulösen, darum bemühte sie sich, nicht daran zu denken.

Sie hörte, wie die Haustür geöffnet wurde. Theos Sandalen klatschten auf das Parkett. Das Geräusch wurde gedämpft, als er den ersten Perserteppich betrat. Er wechselte einige Worte mit jemandem im Vorsaal – wahrscheinlich mit Mary Ellis, dem Tagesmädchen, die so strohdumm war, dass Agatha schon wiederholt gewünscht hatte, sie wäre zu einer Zeit geboren, als man Dienstboten noch ganz selbstverständlich ausgepeitscht hatte.

»In der Bibliothek?«, hörte sie Theo sagen, dann kam er schon in ihre Richtung.

Agatha erwartete ihren Enkel aufrecht stehend. Der Tisch war zum Tee gedeckt. Sie hatte alles gelassen, wie es war, die Sandwiches an den Ecken bereits aufgebogen, der kalte Tee mit einer trüben Haut überzogen. Theo sollte sehen, dass er wieder einmal viel zu spät kam. Sie umfasste den Griff ihres Stocks mit beiden Händen und platzierte ihn direkt vor sich, so dass seine drei Dornen den Hauptteil ihres Gewichts tragen konnten. Ihre Arme begannen zu zittern unter der Anstrengung, die es sie kostete, so zu tun, als sei sie im Vollbesitz ihrer körperlichen Kräfte, und sie war froh, dass sie trotz der Hitze eine langärmelige Jacke angezogen hatte. Die lose fallende Wolle verbarg wenigstens das Zittern.

Theo blieb einen Moment in der Tür stehen. Sein Gesicht glänzte vor Schweiß, und das Leinenhemd klebte ihm am Oberkörper, der schmal und sehnig war. Ohne ein Wort des Grußes ging er plötzlich zum Teetisch mit der Sandwichetagere, nahm sich drei Canapés mit Eiersalat und schlang sie ruckzuck hinunter, ohne sich anscheinend daran zu stören, dass sie längst nicht mehr taufrisch waren. Er schien nicht einmal zu merken, dass der Tee, in den er ein Stück Würfelzucker fallen ließ, seit mindestens zwanzig Minuten kalt war.

»Wenn der Sommer bleibt, machen wir am Pier und in den Spiel-salons das große Geschäft«, sagte er. Aber es klang vorsichtig, als hätte er neben dem Pier anderes im Kopf. Sofort fuhr Agatha ihre Antennen aus. Doch sie sagte nichts, als er fortfuhr: »Es ist jammer-schade, dass das Restaurant nicht vor August fertig wird. Dann wür-den wir nämlich im Nu schwarze Zahlen schreiben. Ich habe noch mal mit Gerry DeVitt wegen des Fertigstellungstermins gesprochen, aber er hat nicht viel Hoffnung, dass sich die Dinge beschleunigen lassen. Du kennst Gerry ja. Wenn man schon was macht, dann rich-tig. Kein Schnell-Schnell.« Theo griff sich noch ein Sandwich, mit Gurke diesmal.

»Kommst du deshalb so spät?« Agatha hätte sich setzen müssen – sie spürte, wie nun auch ihre Beine zu zittern begannen –, aber sie weigerte sich, ihrem Körper nachzugeben.

Theo schüttelte den Kopf. Er kam mit seiner Tasse kalten Tees zu ihr und gab ihr einen trockenen Kuss auf die Wange. »Hallo«, sagte er. »Entschuldige, dass ich mich so flegelhaft benehme, aber ich hatte kein Mittagessen gehabt. Ist dir nicht heiß in der Jacke, Groß-mutter? Möchtest du eine Tasse Tee?«

»Hör auf mit dem Geglucke. Noch bin ich quicklebendig, auch wenn dir das vielleicht nicht gefällt.«

»Aber Großmutter, so ein Unsinn. Komm, setz dich. Dein Ge-sicht ist ganz feucht, und du zitterst. Merkst du das nicht? Komm, setz dich.«

Sie entriss ihm ihren Arm. »Hör auf, mich wie eine Halbidiotin zu behandeln. Ich setze mich, wann *ich* will. Wieso bist du so ko-misch? Was war los auf der Sitzung?«

Sie hätte selbst dort sein sollen und hätte sich das auch nicht nehmen lassen, wäre nicht vor zehn Monaten dieser Schlaganfall dazwischengekommen. Ob Hitze oder nicht, sie wäre zur Stelle gewesen und hätte dieser Bande kurzsichtiger Frauenhasser ihren Willen aufgezwungen. Es hatte unendlich viel Zeit und Mühe gekostet, um ihnen eine Sondersitzung über ihre Sanierungs-pläne für das Strandgebiet schmackhaft zu machen, und Theo hatte sie gemeinsam mit ihrem Architekten und einem aus New-
port in Rhode Island importierten Stadtplaner präsentieren sol-len.

Theo setzte sich. Einen Moment schwappte er den Tee in seiner Tasse herum, dann kippte er ihn mit einem hastigen Zug hinunter und stellte die Tasse auf den Tisch neben seinem Sessel. »Du hast es also noch nicht gehört?«

»Was denn?«

»Ich war auf der Sitzung. Es waren alle da, genau wie du es gewünscht hast.«

»Das will ich doch hoffen.«

»Aber die Sitzung ist völlig aus den Fugen geraten, und die Sanierungspläne sind überhaupt nicht zur Sprache gekommen.«

Agatha schaffte es, den erforderlichen Schritt zu machen, ohne zu schwanken. Vor Theo blieb sie stehen. »Was soll das heißen? Die Sanierungspläne waren doch der Zweck der Übung.«

»Das stimmt schon«, bestätigte er, »aber es kam zu einer – na ja, zu einer Störung, einer ziemlich drastischen Störung, könnte man sagen.« Theo spielte mit dem Siegelring, den er trug – dem Ring seines Vaters. Er wirkte betreten, und sofort erwachte Agathas Argwohn. Theo scheute jeden Konflikt, und wenn er sich jetzt so seltsam benahm, konnte der Grund nur sein, dass er ihre Erwartungen enttäuscht hatte. Es war zum Verrücktwerden! Sie hatte nichts weiter von ihm verlangt, als ihre Pläne mit der gebotenen Diplomatie zu präsentieren, und er hatte es wieder einmal geschafft, die Sache in den Sand zu setzen.

»Wir haben Opposition«, sagte sie. »Einer aus dem Stadtrat ist gegen uns. Wer ist es? Malik? Ja, es ist Malik, richtig? Dieser störrische Esel, dieser Emporkömmling! Schenkt der Stadt eine lumpige kleine Grünanlage, die er als Park bezeichnet – und auch noch nach einer seiner heidnischen Verwandten benennt! –, und schon bildet er sich ein, der große Visionär zu sein! Es ist doch Akram Malik, hab' ich recht? Und der Stadtrat steht hinter ihm, anstatt mir und Gott auf Knien zu danken, dass ich das Geld, die Verbindungen und den Willen habe, dafür zu sorgen, dass Balford wieder Bedeutung bekommt.«

»Es war nicht Akram«, entgegnete Theo. »Und es ging auch gar nicht um die Sanierung.« Aus irgendeinem Grund senkte er kurz den Blick, ehe er ihr in die Augen sah. Es war, als müsste er seinen Mut zusammenraffen, um fortzufahren. »Ich kann nicht glauben,

dass du nicht gehört hast, was passiert ist. In der Stadt wird von nichts anderem geredet. Es ging um diese andere Sache, Großmutter. Diese Geschichte auf dem Nez.«

»Ach, was interessiert mich der Nez.« Irgendetwas gab es immer mit dem Nez, meistens handelte es sich um Fragen des öffentlichen Zugangs zu diesem Küstenstreifen, der immer brüchiger wurde. Diese Fragen erschienen mit schöner Regelmäßigkeit auf der Tagesordnung, und sie verstand daher nicht, warum sich irgendein langhaariger Ökofreak ausgerechnet die Sondersitzung über die Stadtsanierung – *ihre Sitzung*, Herrgott noch mal! – auserkoren haben sollte, um für die gelbgesprenkelten Ginsterhühner oder irgendeine andere ausgefallene Tierart eine Lanze zu brechen. Der Architekt hatte sich eigens zwei Tage von seinen anderen Projekten frei genommen, um anwesend sein zu können, und der Stadtplaner war auf ihre privaten Kosten nach England eingeflogen worden. Die Präsentation war bis ins kleinste Detail durchdacht, abgesprochen, ausgearbeitet und koordiniert worden; dass sie da von der Sorge um ein abbröckelndes Stück Land, über das man zu jeder Zeit diskutieren konnte, hatte verdrängt werden können ... Agatha zitterte so heftig, dass sie sich nun doch mühsam den Weg zum Sofa suchte und sich setzte.

»Wie konntest du das zulassen?«, fragte sie ihren Enkel. »Hast du dich denn nicht dagegen gewehrt?«

»Das war gar nicht möglich. Die Umstände –«

»Was heißt hier, die Umstände? Der Nez ist auch nächste Woche und nächstes Jahr noch da, Theo. Ich kann nicht einsehen, wieso eine Diskussion über den Nez ausgerechnet heute von so brennender Notwendigkeit war.«

»Es ging doch gar nicht um den Nez«, erklärte Theo. »Es ging um diesen Toten. Den man draußen auf dem Nez gefunden hat. Plötzlich erschien eine Delegation der pakistanischen Gemeinde auf der Sitzung und verlangte, angehört zu werden. Als der Stadtrat versuchte, die Leute abzuwimmeln –«

»Sie wollten angehört werden? Wozu denn?«

»Nun, zu diesem Toten draußen auf dem Nez. Also wirklich, Großmutter. Der *Standard* hat die Story in Riesenaufmachung gebracht. Du musst das doch gelesen haben. Ganz bestimmt hat Mary Ellis, das alte Klatschmaul, dir davon erzählt.«

»Klatsch interessiert mich nicht.«

Er ging zum Teetisch und goss sich eine zweite Tasse kalten Tee ein. »Na schön«, sagte er in einem Ton, der ihr verriet, dass er ihr nicht glaubte. »Auf jeden Fall haben sie den Saal besetzt, als der Stadtrat die Delegation weiterschicken wollte.«

»Sie? Wer denn?«

»Die Pakistanis, Großmutter. Die hatten sich draußen versammelt und warteten nur auf ein Zeichen. Als es so weit war, haben sie angefangen Druck zu machen – Krawall gemacht, mit Steinen geworfen. Es wurde sehr schnell ziemlich unangenehm. Die Polizei musste kommen, um die Sache in den Griff zu kriegen.«

»Aber das war doch *unsere* Sitzung!«

»Stimmt, aber die guten Leute haben alles an sich gerissen. Da war nichts zu machen. Wir werden eben einen neuen Termin ansetzen müssen, sobald sich die Situation beruhigt hat.«

»Wie kannst du das mit solcher Gelassenheit abhandeln?« Agatha schlug mit ihrem Stock auf den Teppich. Es gab kaum ein Geräusch, und das erbitterte sie noch mehr. Am liebsten hätte sie jetzt ein paar Töpfe gegen die Wand gepfeffert. Oder ein paar Gläser zerschmettert. »Wir werden eben einen neuen Termin ansetzen müssen!« Was glaubst du wohl, wie weit du mit so einer Einstellung im Leben kommen wirst, Theodore Michael? Diese Sitzung wurde zur Wahrnehmung *unserer* Belange anberaumt. Wir hatten sie beantragt. Wir haben praktisch Schlange gestanden, um sie zu kriegen. Und jetzt erzählst du mir, dass eine Bande ungebildeter farbiger Querulanten, die sich bestimmt nicht einmal gewaschen hatten, bevor sie –«

»Großmutter!« Theos hellhäutiges Gesicht lief rot an. »Die Pakistanis sind ebenso reinliche Menschen wie wir, und selbst wenn sie es nicht wären – es geht hier doch nicht um Hygiene.«

»Dann sag mir doch, worum es geht.«

Er nahm wieder seinen Platz ihr gegenüber ein. Die Teetasse rutschte klirrend auf der Untertasse herum. Sie hätte am liebsten laut geschrien. Wann würde er endlich lernen, sich wie ein Shaw zu benehmen?

»Dieser Mann – er hieß Haytham Querashi –«

»Das weiß ich«, fuhr sie ihn ungeduldig an.

Er zog eine Augenbraue hoch. »Ach!« Bedächtig stellte er die Teetasse auf den Tisch und hielt, statt seine Großmutter anzusehen, seine Aufmerksamkeit auf die Tasse gerichtet, als er zu sprechen fortfuhr. »Dann weißt du wahrscheinlich auch, dass er nächste Woche Akram Maliks Tochter hätte heiraten sollen. Offensichtlich ist die pakistanische Gemeinde der Überzeugung, dass die Polizei die Ermittlungen über Querashis Tod verschleppt. Sie nahmen die Stadtratssitzung zum Anlass, um ihre Beschwerden vorzubringen. Mit Akram sind sie besonders hart umgesprungen. Er hat versucht, sie zur Ordnung zu rufen. Sie haben ihn einfach niedergebrüllt. Das Ganze war ziemlich beschämend für ihn. Danach konnte ich doch nicht gleich eine neue Sitzung fordern. Das wäre taktlos gewesen.«

Trotz ihres Ärgers über die Vereitelung ihrer Pläne verspürte Agatha eine gewisse Schadenfreude bei dieser Neuigkeit. Abgesehen davon, dass sie es dem Mann äußerst übelgenommen hatte, mit welcher Rücksichtslosigkeit er sich in ihr ganz persönliches Projekt – die Erneuerung Balfords – hineingedrängt hatte, hatte sie Akram Malik nie verziehen, dass er ihren Sitz im Stadtrat übernommen hatte. Er war nicht direkt gegen sie angetreten, aber er hatte die Berufung nicht abgelehnt, als man jemanden brauchte, der ihren verwaisten Platz einnehmen sollte, bis eine Nachwahl abgehalten werden konnte. Und als die Nachwahl dann angesetzt worden war und sie selbst wegen ihrer Krankheit nicht um ihren Sitz hatte kämpfen können, hatte Malik sich als Kandidat aufstellen lassen und einen Wahlkampf geführt, als gälte es, einen Sitz im Unterhaus zu erobern. Geschah dem Mann recht, dass er von seinen eigenen Anhängern gedemütigt worden war.

Sie sagte: »Das muss dem alten Akram ganz schön gestunken haben, dass seine hochgelobten Pakis ihn in aller Öffentlichkeit zum Narren gemacht haben. Wie schade, dass ich nicht dabei war.« Sie sah, wie Theo zusammenzuckte. Ein Wunder, dass er nicht gleich in Tränen ausbrach. Immer tat er so mitleidig. »Jetzt erzähl mir nur nicht, dass du das nicht genauso siehst, Freundchen. Letztendlich bist du ein Shaw, das kannst du nicht leugnen. Wir haben unsere Art, und diese Leute haben ihre, und es wäre besser um die Welt bestellt, wenn jeder da bliebe, wo er hingehört.« Sie klopfte

mit harten Knöcheln auf den Tisch, um seine Aufmerksamkeit zu gewinnen. »Versuch nicht, mir zu widersprechen. Du hast doch selbst mehr als einen Zusammenstoß mit farbigen Jungen gehabt, als du noch in der Schule warst.«

»Großmutter ...« Was war das für ein Ton in Theos Stimme? Ungeduld? Beschwichtigung? Herablassung? Agatha musterte ihren Enkel mit zusammengekniffenen Augen.

»Was?«, fragte sie.

Er antwortete nicht gleich. Zerstreut strich er mit einem Finger um den Rand seiner Tasse, offenbar tief in Gedanken. »Das ist noch nicht alles«, sagte er dann. »Ich bin kurz am Pier vorbeigefahren. Nach dem Tumult bei der Sitzung wollte ich dort für alle Fälle nach dem Rechten sehen. Das ist übrigens der Grund, weshalb ich mich verspätet habe.«

»Und?«

»Es war gut, dass ich vorbeigefahren bin. Draußen, vor einer der Spielhallen, haben sich fünf junge Kerle geprügelt.«

»Na, ich hoffe, du hast ihnen richtig Beine gemacht. Wenn der Pier als ein Ort in Verruf gerät, wo einheimische Rowdys die Touristen belästigen, können wir unsere Sanierungspläne vergessen.«

»Es waren keine Rowdys«, versetzte Theo. »Und auch keine Touristen.«

»Wer dann?« Sie begann schon wieder in Erregung zu geraten. In ihren Ohren war ein ominöses Brausen. Wenn ihr Blutdruck wieder anstieg, würde sie bei ihrem nächsten Arztbesuch einiges zu hören bekommen. Und zweifellos weitere sechs Monate unerträgliche Zwangsschonung verschrieben bekommen.

»Es waren Teenager«, sagte er. »Junge Leute aus dem Ort. Asiaten und Engländer. Zwei von ihnen hatten Messer.«

»Genau davon rede ich. Wenn die Leute nicht unter sich bleiben, gibt's Ärger. Wenn man Leute aus einem Kulturkreis ins Land lässt, in dem ein Menschenleben nichts gilt, darf man sich nicht wundern, wenn diese Leute dann hier mit Messern herumfuhrwerken. Du kannst von Glück reden, Theo, dass diese kleinen Heiden nicht mit Krummsäbeln um sich geschlagen haben.«

Theo stand abrupt auf. Er ging zu den Sandwiches. Er nahm eins und legte es wieder hin. Er straffte die Schultern.

»Großmutter, die Engländer hatten die Messer.«

Sie fasste sich schnell genug, um bissig zu sagen: »Dann kann ich nur hoffen, du hast sie ihnen abgenommen.«

»Ja. Aber das ist eigentlich nicht der springende Punkt.«

»Dann sag mir doch freundlicherweise, was eigentlich der springende Punkt ist, Theo.«

»Es brodelt. Ich denke, es wird ziemlich unerfreulich werden. Balford-le-Nez steht vor einem heißen Sommer.«

Den schnellsten Weg von London nach Essex gab es nicht. Man konnte sich entscheiden, wie man wollte, es war immer verkehrt. Barbara hatte die Wahl, sich entweder querstadtein durch das Verkehrsgetümmel zu quälen oder die Fahrt über den staugefährdeten M25 zu wagen, der um die Riesenstadt herumführte und einen selbst zu den günstigsten Zeiten zwang, allen Plänen, pünktlich am Bestimmungsort anzukommen, zu entsagen. Ganz gleich, wie sie sich entschied, sie würde schwitzen. Der anbrechende Abend hatte nicht die kleinste Abkühlung gebracht.

Sie wählte den M25. Nachdem sie ihren Matchesack auf den Rücksitz geworfen und sich mit einer Flasche Mineralwasser, einem Beutel Chips, einem Pfirsich und einer frischen Packung Players ausgerüstet hatte, trat sie die Fahrt in den verschriebenen Urlaub an. Die Tatsache, dass es in Wirklichkeit gar keine Urlaubsreise war, kümmerte sie nicht im Geringsten. Wenn jemand fragen sollte, wie sie ihre Ferien von Scotland Yard verbracht hatte, würde sie ganz lässig sagen können: »Ach, ich war ein paar Tage am Meer, wissen Sie.«

Als sie in Balford-le-Nez eintraf, schlug die Glocke der St.-John's-Kirche gerade acht. Sie fand den kleinen Badeort am Meer kaum verändert seit ihrer Kindheit, da sie ihren alljährlichen Sommerurlaub hier verbracht hatte, mit ihrem Bruder und ihren Eltern und deren Freunden, Bernie und Bette Jenkins, einem korpulenten und von vielerlei Gerüchen umwehten Paar, das dem rotgesprenkelten Vauxhall der Familie Havers in seinem eigenen, blitzblank polierten Renault getreulich von Acton, dem gemeinsamen Londoner Wohnort, ans Meer zu folgen pflegte.

Auch die Anfahrt nach Balford-le-Nez war unverändert. Nördlich der Zufahrtsstraße wichen die Weizenfelder der Halbinsel Tendring wie damals dem Wade, einem Marschgebiet, in das sowohl der Balford-Kanal als auch ein schmaler Meeresarm namens Twizzle mündeten. Bei Flut ragten Hunderte sumpfiger Höcker wie kleine Inselchen aus dem Wasser des Wade. Bei Ebbe blieben flaches Schwemmland und Sand zurück, über dem grüne Algen

schleimige Arme ausstreckten. Südlich der Zufahrtsstraße befanden sich noch heute kleine Enklaven niedriger, plumper Häuser mit verputzten Mauern und kaum begrünt, die alten Sommerhäuser, in denen Familien wie die Barbaras vor der sommerlichen Hitze Londons Zuflucht zu suchen pflegten.

Dieses Jahr allerdings war der Hitze nicht zu entkommen. Der Wind, der durch das offene Fenster des Mini blies und Barbaras wenig elegant gestutztes Haar zauste, war beinahe so heiß wie der, der sie wenige Stunden zuvor aus London hinausbegleitet hatte.

Vor der Kreuzung der Balford Road mit der High Street bremste sie ab, um zu überlegen, wie es jetzt weitergehen sollte. Sie hatte noch keine Unterkunft, würde sich also möglichst bald eine besorgen müssen. Ihr Magen knurrte, folglich musste sie schleunigst etwas zu sich nehmen. Und dann hatte sie keine Ahnung, welche Art Ermittlungen über den Tod des Pakistani angestellt wurden, daher musste sie auch noch das herausbekommen.

Im Gegensatz zu ihrem Chef, der sich fast nie die Zeit für eine anständige Mahlzeit nahm, fiel es Barbara nicht ein, ihrem Magen sein Recht zu verweigern. Sie bog daher nach links in die High Street ab und rollte einen sanften Hügel hinunter, an dessen Ende sie der erste Blick aufs Meer erwartete.

Wie schon in ihrer Kindheit herrschte in Balford kein Mangel an Esslokalen, und die meisten schienen in den Jahren, seit sie das letzte Mal hier gewesen war, weder den Besitzer noch den Anstrich gewechselt zu haben. Sie entschied sich für ein Restaurant namens *Breakwater*, das sich – vielleicht ein böses Omen – direkt neben D. K. Corneys Bestattungsinstitut, Inneneinrichtung und Installationsbedarf befand. Ein echter Allround-Laden, dachte Barbara. Sie stellte den Mini halb auf dem Bürgersteig ab und ging los, um zu sehen, was das *Breakwater* zu bieten hatte.

Nicht viel, wie sie entdeckte, und das war offenbar allgemein bekannt; außer ihr war kein Gast in dem Lokal, obwohl es Essenszeit war. Sie setzte sich an einen Tisch in der Nähe der Tür, weil sie hoffte, dann in den Genuss einer kleinen Meeresbrise zu kommen, falls sich eine erheben sollte. Sie ergriff die Speisekarte, die aufrecht an einer Vase mit Plastiknelken lehnte, und fächelte sich damit eine halbe Minute Kühlung zu, ehe sie sie inspizierte. Der »Rie-

senteller« konnte sie trotz des günstigen Preises (£ 5.50 für Schweinswurst, Schinken, Tomate, Eier, Champignons, Wiener, Steak, Nierchen, Hamburger, Lammkoteletts und Pommes) nicht locken. Sie nahm lieber die Spezialität des Hauses, *buck rarebit*, nachdem sie der Beschreibung entnommen hatte, dass es sich um einen überbackenen Käsetoast mit einem verlorenen Ei handelte. Sie bestellte bei der jungen Kellnerin, die bestimmt noch keine Zwanzig war und mitten auf dem Kinn einen Prachtpickel hatte, und entdeckte einen Augenblick später, dass auch das *Breakwater* eine Art Allround-Service bot: Neben der Kasse lag eine Zeitung im Boulevardformat. Barbara ging hinüber, um sie sich zu holen, und bemühte sich, die unappetitlichen Schmatzgeräusche zu ignorieren, die die Gummisohlen ihrer Turnschuhe auf dem klebrigen Boden machten.

Die Kopfleiste der Zeitung zierten in leuchtend blauen Lettern der Name *Tendring Standard* und das Emblem eines springenden Löwen. Darunter stand großspurig: »Regionalzeitung des Jahres«. Barbara nahm das Blatt mit an ihren Tisch und legte es auf die Plastikdecke, die kunstvoll mit kleinen weißen Blümchen bedruckt und mit den Überresten eines Mittagessens gesprenkelt war.

Die Zeitung, reichlich abgegriffen bereits, war vom vergangenen Nachmittag, und Barbara fand gleich auf der Titelseite, was sie suchte. Haytham Querashis Tod war offenbar seit mehr als fünf Jahren der erste »verdächtige Todesfall« auf der Tendring-Halbinsel und verdiente als solcher höchste journalistische Ehren.

Die Titelseite zeigte ein Bild des Toten sowie eine Aufnahme des Orts, an dem er gefunden worden war. Barbara sah sich beide Bilder genau an.

Haytham Querashi schien zu seinen Lebzeiten ein durchaus unauffälliger Mensch gewesen zu sein. Er hatte ein angenehmes, aber wenig bemerkenswertes Gesicht gehabt. Aus der Bildunterschrift ging hervor, dass er fünfundzwanzig Jahre alt gewesen war, aber er sah älter aus. Schuld daran waren seine ernste, fast düstere Miene und das schütterere Haar. Er hatte ein glattrasiertes, rundes Gesicht gehabt, und Barbara vermutete, dass er in späteren Jahren, wären sie ihm vergönnt gewesen, einiges an Übergewicht mit sich herumgeschleppt hätte.

Das zweite Foto war die Abbildung eines verlassenem alten Bunkers, der auf dem Strand am Fuß eines Küstenfelsens stand. Er war aus grauem Waschbeton, sechseckig in der Form und hatte einen niedrigen Eingang. Barbara kannte das Bauwerk. Es war ihr vor Jahren bei einer Strandwanderung mit ihrem jüngsten Bruder aufgefallen, als sie an einem trüben Tag einen Jungen und ein Mädchen beobachtet hatten, die, nachdem sie sich zuerst verstohlen umgesehen hatten, dort hineingekrochen waren. Barbaras Bruder hatte in aller Unschuld gefragt, ob die beiden Krieg spielen wollten, worauf Barbara ironisch erwidert hatte, auf jeden Fall sei eine Invasion geplant. Sie hatte Tony von dem Bunker weggeführt. »Ich kann Maschinengewehrfeuer für sie machen«, hatte er angeboten. Sie hatte ihm versichert, dass Toneffekte nicht erforderlich seien.

Ihr Essen kam. Die Kellnerin legte Besteck auf, das nicht gerade vor Sauberkeit glänzte, und stellte ihren Teller vor sie hin. Als sie die Bestellung aufgenommen hatte, hatte sie es peinlich vermeiden, Barbaras verpfästertem Gesicht Beachtung zu schenken, jetzt jedoch musterte sie es mit interessiertem Blick und sagte: »Darf ich Sie mal was fragen?«

»Zitronenlimonade«, sagte Barbara statt einer Antwort. »Mit Eis. Und Sie haben wohl nicht zufällig einen Ventilator, den Sie einschalten könnten? Ich zerfließe fast.«

»Der hat gestern seinen Geist aufgegeben«, antwortete das Mädchen. »Tut mir leid.« Sie fummelte an dem Pickel an ihrem Kinn. »Wissen Sie, ich hab' mir nämlich gedacht, ich lass mir das auch mal machen, wenn ich das Geld dazu hab'. Und drum würd's mich interessieren, ob es sehr weh getan hat.«

»Was?«

»Ihre Nase. Sie haben sie doch operieren lassen, oder? Ich mein', wegen den Pflastern.« Sie nahm den Serviettenhalter aus Chrom vom Tisch, hielt ihn sich vor das Gesicht und studierte ihr Spiegelbild. »Ich hätt' gern eine Stupsnase. Meine Mutter sagt zwar immer, ich soll Gott dankbar sein für das, was ich mitbekommen hab', aber warum hat Gott die Schönheitsoperation überhaupt erfunden, wenn er was dagegen hat, hm? Die Backenknochen will ich mir auch machen lassen, aber zuerst kommt die Nase dran.«

»Es war keine Operation«, sagte Barbara. »Ich hab' sie mir gebrochen.«

»Sie haben vielleicht ein Glück!«, rief das Mädchen. »Da kriegen Sie jetzt auf Kasse eine neue. Ich frag' mich ...« Sie dachte offensichtlich ernsthaft daran, mit der Nase voraus in die nächste Tür zu rennen.

»Tja, nur fragt einen leider keiner, wie man sie gern hätte«, sagte Barbara. »Sonst hätte ich mir eine wie Michael Jackson machen lassen. Nasenlöcher, in die es reinregnet, waren schon immer mein Ideal.« Sie knisterte vielsagend mit der Zeitung.

Das junge Mädchen – ihrem Namensschild zufolge eine Suzi – stützte eine Hand auf den Tisch, vermerkte, was Barbara gerade las, und sagte in vertraulichem Ton: »Die hätten nie hierherkommen sollen, wissen Sie. So geht's, wenn sie sich reindrängen, wo sie nicht erwünscht sind.«

Barbara legte die Zeitung nieder und spießte ein Stück Ei mit ihrer Gabel auf. »Wie bitte?«, fragte sie.

Suzi wies mit dem Kopf auf die Zeitung. »Die Farbigen da. Was wollen die hier überhaupt? Außer Krawall machen, und das haben sie heute Nachmittag echt gut hingekriegt.«

»Nun, sie wollen nur ein besseres Leben.«

»Na schön, aber warum suchen sie das nicht woanders? Meine Mutter hat gleich gesagt, dass es nur Ärger gibt, wenn man ihnen erlaubt, sich hier einzunisten, und jetzt ist es passiert: Einer von ihnen jagt sich unten am Strand eine Überdosis rein, und prompt führen sich die anderen auf wie die Verrückten und behaupten, es wär' Mord.«

»Es waren Drogen im Spiel?« Barbara überflog auf der Suche nach entsprechenden Angaben den Zeitungsbericht.

»Was sonst?«, fragte Suzi. »Weiß doch jeder, dass die daheim in Pakistan das Opium und alles mögliche andere Zeug pfundweise schlucken. Sie schmuggeln den Stoff in ihren Bäuchen hier rein, und wenn sie ankommen, werden sie in ein Haus gesperrt, bis sie's wieder rausgeschissen haben. Dann dürfen sie gehen. Haben Sie das nicht gewusst? Ich hab' das mal im Fernsehen gesehen.«

Barbara rief sich ins Gedächtnis, was im Fernsehen über Haytham Querashi berichtet worden war. Der Nachrichtensprecher hatte

tatsächlich gesagt, dass der Mann erst kürzlich aus Pakistan eingetroffen war. Zum ersten Mal fragte sie sich, ob sie sich auf einen Holzweg begeben hatte, als sie einzig aufgrund eines Fernsehberichts über eine Demonstration und Taymullah Azhars mysteriösen Verhaltens Hals über Kopf nach Essex abgedampft war.

»Und in dem Fall«, fuhr Suzi fort, »ist eben einer von den Beuteln, die der Mann geschluckt hat, in seinem Magen oder Darm geplatzt, und er hat sich zum Sterben in den alten Bunker verkrochen. Weil er seinen Leuten keine Schande machen wollte. Das ist denen nämlich ganz wichtig, wissen Sie.«

Barbara wandte sich wieder dem Bericht zu und begann ernsthaft zu lesen. »Ist also der Obduktionsbefund schon raus?« Suzi schien ihrer Fakten so sicher zu sein.

»Ach was, weiß doch jeder, was passiert ist. Wer braucht da noch eine Obduktion? Aber sagen Sie das mal den Farbigen. Wenn rauskommt, dass er an einer Überdosis gestorben ist, geben sie garantiert uns die Schuld daran. Sie werden schon sehen.«

Damit machte sie auf dem Absatz kehrt und ging in Richtung Küche davon. Barbara rief: »Denken Sie an meine Limo?«, als die Tür hinter ihr zufiel.

Wieder allein, las Barbara den Rest des Berichts ohne Störung. Der Tote war, wie sie dem Artikel entnahm, Produktionsleiter in einer ortsansässigen Firma namens *Maliks Senf- & Gewürzspezialitäten* gewesen. Der Eigentümer des Unternehmens war ein gewisser Akram Malik, der dem Bericht zufolge auch Mitglied des Stadtrats war. Haytham Querashi hatte zurzeit seines Todes – der gemäß einer Erklärung der zuständigen Polizeidienststelle am Freitagabend eingetreten war, fast achtundvierzig Stunden vor Barbaras Ankunft in Balford – acht Tage vor seiner Hochzeit mit Maliks Tochter gestanden. Der Mann, der beinahe sein Schwager geworden wäre und als politischer Aktivist bekannt war, Muhannad Malik, hatte nach der Entdeckung der Leiche die Demonstration derer angeführt, die eine gründliche Untersuchung des Falls forderten. Denn obwohl sich sofort die Kriminalpolizei eingeschaltet hatte, war bisher keine Auskunft über die Todesursache gegeben worden. Deshalb hatte Muhannad Malik geschworen, dass er gemeinsam mit anderen prominenten Mitgliedern der asiatischen Gemeinde den Unter-

suchungsbeamten genauestens auf die Finger sehen würde. »Wir wären ja dumm, würden wir vorgeben, nicht zu wissen, wie der schöne Spruch ›der Wahrheit auf den Grund gehen‹ zu verstehen ist, wenn er sich auf den Tod eines Asiaten bezieht«, hatte Malik angeblich am Samstagnachmittag gesagt.

Barbara legte die Zeitung auf die Seite, als Suzi mit dem Glas Zitronenlimonade kam, in dem in guter Absicht ein einsamer Eiswürfel schwamm. Sie nickte dankend und versteckte sich wieder hinter der Zeitung, um weiteren Kommentaren Suzis vorzubeugen. Sie musste jetzt nachdenken.

Sie hatte kaum Zweifel daran, dass Taymullah Azhar das »prominente Mitglied der pakistanischen Gemeinde« war, das Muhannad Malik zu mobilisieren versprochen hatte. Azhars Abreise aus London war so prompt auf das Bekanntwerden dieser Story gefolgt, dass es gar nicht anders sein konnte. Er war hierhergekommen, und Barbara wusste, dass es nur eine Frage der Zeit war, bis sie ihm oder er ihr in die Arme liefe.

Sie konnte sich nur ungefähr vorstellen, wie er ihre Absicht aufnehmen würde, zwischen ihm und der zuständigen Polizeibehörde zu vermitteln. Zum ersten Mal ging ihr auf, wie anmaßend es von ihr war, sich einzubilden, Azhar würde ihre Vermittlerdienste brauchen. Als intelligenter Mensch – mein Gott, Universitätsprofessor! – musste er doch wissen, worauf er sich da einließ, oder etwa nicht?

Barbara fuhr mit dem Finger an ihrem feuchten Limonadenglas entlang, während sie ihrer Frage nachhing. Alles, was sie über Taymullah Azhar wusste, wusste sie aus Gesprächen mit seiner Tochter. Aus Hadiyyahs Bemerkung »Dad hat heute Abend noch ein Seminar« hatte sie zunächst geschlossen, er sei Student. Diese Schlussfolgerung basierte weniger auf einem Vorurteil als auf dem jugendlichen Aussehen des Mannes. Er wirkte wie ein Student, und Barbaras Verblüffung, als sie erfahren hatte, dass er Professor für Mikrobiologie war, hatte denn auch weit mehr mit seinem Alter zu tun gehabt als mit einem rassistischen Vorurteil. Er war mit seinen fünfunddreißig Jahren zwei Jahre älter als sie. Und sah zehn Jahre jünger aus. Eine Gemeinheit.

Dennoch – sie wusste, dass Leute seines Metiers zu einer gewissen

Naivität neigten. Wissenschaftler seines Kalibers lebten in einem Elfenbeinturm, dessen dicke Mauern sie vor den Realitäten des täglichen Lebens schützten. Seine Gedanken kreisten um Laboratorien, Experimente, Vorlesungen und für den Laien unverständliche Aufsätze für wissenschaftliche Zeitschriften. Die Feinheiten der Polizeiarbeit waren ihm so fremd wie ihr irgendeine namenlose Bakterie, die man ihr unter einem Mikroskop zeigte. Die Interessen einer Universität – mit denen Barbara oberflächlich Bekanntschaft gemacht hatte, als sie im vergangenen Herbst einen Fall in Cambridge bearbeitet hatte – hatten mit denen der Polizei nichts gemein. Eine beeindruckende Liste von Veröffentlichungen, Vorträgen und akademischen Titeln galt bei der Polizei nichts neben praktischer Erfahrung und einem guten Riecher. Das würde Azhar merken, sobald er mit dem leitenden Beamten sprach, falls er das in der Tat vorhaben sollte.

Dieser Gedanke veranlasste Barbara, wieder zur Zeitung zu greifen. Wenn sie in der Hoffnung, Taymullah Azhars Vorstoß abzufedern, mit gezücktem Dienstausweis ins Geschehen eingreifen wollte, konnte es nicht schaden zu wissen, wer das Kommando hatte.

Der Name, den sie suchte, erschien gleich im ersten Absatz. Ja, der ganze Bericht drehte sich um den Ermittlungsleiter. Nicht nur war dies nämlich der erste »verdächtige Todesfall«, der sich seit mehr als fünf Jahren auf der Tendring-Halbinsel ereignet hatte, es war auch die erste Morduntersuchung, die von einer Frau geleitet wurde.

Es handelte sich um die kürzlich zum Chief Inspector ernannte Emily Barlow von der örtlichen Kriminalpolizei. »Der Herr sei gepriesen«, murmelte Barbara, als sie den Namen las, und lachte erfreut. Sie hatte ihre letzten drei Schulungen an der Akademie in Maidstone Seite an Seite mit Emily Barlow absolviert.

Dies, sagte sie sich, war eindeutig ein Zeichen: ein Blitz aus heiterem Himmel, eine Botschaft der Götter, die Schrift – rote Leuchtreklame – an der Wand ihrer Zukunft. Es hieß nämlich nicht nur, dass sie dank ihrer Bekanntschaft mit Emily Barlow hoffen konnte, leichten Zugang zum Ermittlungsteam zu finden; es hieß auch, dass ihr hier ein glücklicher Zufall den Weg bereitet hatte, in eine prak-

tische Lehre zu gehen, durch die ihre eigene Karriere einen kräftigen Schub erhalten könnte. Denn keine Frau war kompetenter, besser geeignet für schwierige Ermittlungen, begabter in der Kunst diplomatischer Polizeiarbeit als Emily Barlow. Und Barbara wusste, dass das, was sie in nur einer Woche Zusammenarbeit mit Emily lernen konnte, wertvoller war als alles, was ein kriminologisches Lehrbuch vermitteln konnte.

Von den Teilnehmern der Lehrgänge, die sie gemeinsam absolviert hatten, war Emily damals nur Barlow die Schreckliche genannt worden. In einer Welt, in der Männer allein aufgrund der Tatsache, dass sie Männer waren, in hohe Positionen aufstiegen, hatte sie sich den Weg nach oben freigekämpft, indem sie sich den Vertretern des anderen Geschlechts in jeder Hinsicht gewachsen gezeigt hatte. »Sexismus?« hatte sie eines Abends, als sie gerade auf einem Rudersportgerät ihre Muskeln trainierte, auf eine entsprechende Frage Barbaras erwidert und das Tempo nicht eine Spur zurückgenommen, um zu antworten. »Die Frage stellt sich mir gar nicht. Wenn die Kerle einmal kapiert haben, dass sie eins in die Eier kriegen, wenn sie frech werden, trauen sie sich nicht mehr. Frech zu werden, meine ich.«

Und unerschrocken war sie weiter vorwärtsgestürzt, nur ein Ziel vor Augen: eines Tages auf dem Stuhl des Chief Constable Platz zu nehmen. Und da sie bereits mit siebenunddreißig Chief Inspector geworden war, würde sie dieses Ziel vermutlich mühelos erreichen.

Barbara schlang die Reste ihres Abendessens hinunter, bezahlte und hinterließ Suzi ein großzügiges Trinkgeld. Heiterer als seit Tagen lief sie zu ihrem Mini hinaus und brauste los. Nun konnte sie ein Auge auf Hadiyyah haben und dafür sorgen, dass Taymullah Azhar nicht zu weit ging und sich Ärger einhandelte. Und konnte, zusätzliche Belohnung für ihre Bemühungen, Barlow der Schrecklichen bei der Arbeit zusehen und hoffen, dass etwas vom Glanz dieses bemerkenswerten Chief Inspectors auf einen bescheidenen kleinen Sergeant abstrahlte.

»Soll ich Ihnen Presley zur Unterstützung schicken, Inspector?«

Chief Inspector Emily Barlow hörte die spitze Frage ihres Vorgesetzten und übersetzte sie im Geist, ehe sie antwortete. In Wirklich-

keit meinte er: »Ist es Ihnen gelungen, die Pakistanis zu beschwichtigen? Wenn nicht, habe ich nämlich einen anderen Chief Inspector, der Ihnen diese Aufgabe abnehmen und angemessene Arbeit leisten kann.« Donald Ferguson stand vor der Beförderung zum Assistant Chief Constable und hatte nicht das geringste Interesse daran, dass sich auf seinem bisher so glatten Karriereweg plötzlich politische Schlaglöcher auftaten.

»Ich brauche keine Unterstützung, Don. Wir haben die Situation im Griff.«

Ferguson lachte bellend. »Wir haben zwei Leute im Krankenhaus und eine Bande Pakistanis in hochexplosiver Stimmung. Erzählen Sie mir nicht, wir hätten die Situation im Griff, Barlow. Also, wie schaut's aus?«

»Ich habe Ihnen die Wahrheit gesagt.«

»Na toll.« Fergusons Stimme troff vor Sarkasmus. Emily überlegte, wieso der Superintendent um diese Abendstunde noch an seinem Schreibtisch war; die Demonstration hatte sich längst aufgelöst, und Ferguson hatte nie zu denen gehört, die über der Arbeit die Zeit vergaßen. Sie wusste, dass er in seinem Büro war, weil sie ihn dort zurückgerufen hatte. Sie hatte die Nummer sehr schnell auswendig gelernt, als sie gemerkt hatte, dass prompte Rückmeldung auf telefonische Stippvisiten von höherer Stelle Teil ihrer neuen Aufgabe sein würde. »Ja, das ist wirklich toll, Barlow«, fuhr er fort. »Darf ich fragen, wie lange es Ihrer Meinung nach dauern wird, bevor er und seine Freunde wieder auf die Straße gehen?«

»Wenn Sie mir mehr Leute gäben, bräuchten wir uns in dieser Richtung keine Sorgen zu machen.«

»Ausgeschlossen. Es sei denn, Sie wollen Presley.«

Einen weiteren Chief Inspector? Nie im Leben, dachte sie. »Presley brauche ich nicht. Ich brauche sichtbare Polizeipräsenz auf der Straße. Mit anderen Worten, mehr Leute.«

»Unsinn, Sie müssen diesen Leuten Vernunft beibringen, wenn nötig mit Gewalt. Wenn Sie das nicht schaffen –«

»Für Großeinsätze zur Gewährleistung der öffentlichen Sicherheit bin ich nicht zuständig«, konterte Emily. »Wir versuchen hier, einen Mordfall aufzuklären, und die Familie des Toten –«

»Darf ich Sie daran erinnern, dass die Maliks *nicht* Querashis Familie sind, auch wenn diese Leute wie die Kletten zusammenzuhängen scheinen?«

Emily tupfte sich den Schweiß von der Stirn. Sie hatte immer den Verdacht gehabt, dass Donald Ferguson in Wirklichkeit ein Schaf im Wolfspelz war, und praktisch jede seiner Bemerkungen bestätigte diesen Verdacht. Er wollte sie hinausdrängen. Er konnte es kaum erwarten, sie loszuwerden. Der kleinste Vorwand würde ihm genügen, und es wäre aus mit ihrer Karriere. Emily bemühte sich, ja nicht die Ruhe zu verlieren.

»Es ist die Familie, in die er einheiraten wollte, Don.«

»Und Sie haben diesen Leuten die Wahrheit gesagt. Sie haben heute Nachmittag Krawalle und Gewalt provoziert, und dafür sagen Sie ihnen die Wahrheit. Haben Sie eigentlich keine Ahnung, wie sich das auf Ihre Autorität auswirkt, Inspector?«

»Es wäre völlig sinnlos, ihnen die Wahrheit vorzuenthalten, da sie die Ersten sind, die ich zu vernehmen gedenke. Erklären Sie mir doch bitte, wie ich Ermittlungen in einem Mordfall anstellen soll, ohne zu verraten, dass wir es mit Mord zu tun haben?«

»Bitte nicht diesen Ton, Inspector Barlow. Was hat dieser Malik denn bisher getan? Außer dass er seine Freunde zum Krawall angestiftet hat. Und warum zum Teufel wurde er nicht festgenommen?«

Emily unterließ es, Ferguson auf das Offensichtliche hinzuweisen: Die Menge hatte sich zerstreut, sobald das Fernsehteam zu drehen aufgehört hatte, und es war nicht gelungen, einen der Steinerwerfer zu schnappen. Sie sagte: »Er hat genau das getan, was er versprochen hat. Leere Drohungen waren noch nie Muhannad Maliks Sache, und ich kann mir nicht vorstellen, dass er sich plötzlich ändern wird, nur um es uns bequemer zu machen.«

»Danke für diese Charakterskizze. Beantworten Sie meine Frage.«

»Er hat, wie er gesagt hat, jemanden aus London kommen lassen. Einen Experten auf dem Gebiet der ›Einwanderungspolitik‹, wie er es nennt.«

»Herr, verschone uns«, murmelte Ferguson. »Und was haben Sie ihm gesagt?«

»Interessieren Sie meine genauen Worte oder nur der Inhalt?«

»Lassen Sie doch die Spitzen, Inspector. Wenn Sie etwas zu sagen haben, dann sagen Sie es rundheraus und basta.«

Es gab eine Menge zu sagen, aber dies war nicht der richtige Moment. »Don, es ist spät. Ich bin hundemüde, und hier drinnen ist es so heiß wie in einem Backofen. Ich würde gern vor morgen noch nach Hause kommen.«

»Das lässt sich arrangieren«, versetzte Ferguson.

Du lieber Gott! Was für ein ekelhafter kleiner Despot. Wie gern er doch auf seinen Rang pochte. Wie nötig er es hatte. Emily konnte sich gut vorstellen, dass der Superintendent, hätte er sich in ihrem Büro befunden, seine Hose geöffnet hätte, um zu demonstrieren, wer von ihnen der echte Mann war.

»Ich habe Malik gesagt, dass wir einen Pathologen vom Innenministerium zugezogen haben, der morgen Vormittag die Obduktion vornimmt«, erwiderte sie. »Ich habe ihm ferner gesagt, dass Mr. Querashi tatsächlich, wie er selbst von Anfang an vermutet hat, einem Mord zum Opfer gefallen zu sein scheint. Und ich habe ihm gesagt, dass der *Standard* die Story hat und sie morgen bringen wird. Okay?«

»Mir gefällt das Wörtchen *scheint*«, sagte Ferguson. »Das lässt uns einen gewissen Spielraum, um alles unter Kontrolle zu halten. Ich würde Ihnen raten, genau das zu tun.« Er beendete das Gespräch wie immer, indem er einfach auflegte. Emily hielt den Hörer ein Stück von ihrem Ohr ab, zeigte ihm den Mittelfinger und legte dann ebenfalls auf.

In dem stickigen Raum, der ihr Büro war, griff sie nach einem Papiertuch und drückte es sich aufs Gesicht. Es war feucht und fettig, als sie es wieder abnahm. Ein Königreich für einen Ventilator, dachte sie. Oder, noch besser, eine Klimaanlage. Aber sie hatte nur eine Dose lauwarmen Tomatensaft, was immerhin besser als gar nichts war, um diese höllische Hitze zu bekämpfen. Sie nahm die Dose und öffnete den Verschluss mit Hilfe eines Bleistifts. Nachdem sie einen kräftigen Schluck getrunken hatte, begann sie, sich den Nacken zu massieren. Ich brauche dringend Training, dachte sie und stellte wieder einmal mit Bedauern fest, dass ihre Arbeit – abgesehen davon, dass sie sie zwang, sich mit Idioten wie Ferguson abzugeben – ihr viel weniger Zeit für körperliche Betätigung ließ,

als ihr lieb war. Wäre es nach ihr gegangen, so wäre sie schon vor Stunden draußen beim Rudern gewesen, anstatt zu tun, was die Pflicht von ihr verlangte: die Anrufe zu erwidern, die sich im Lauf des Tages angesammelt hatten.

Sie warf ihren letzten Telefonzettel in den Papierkorb und die Tomatensaftdose hindendrein. Gerade stopfte sie einen Packen Hefter in ihre große Leinentasche, als eine der Beamtinnen, die zum Ermittlungsteam im Fall Querashi gehörten, mit einem seitenlangen Fax an der Tür erschien.

»Das sind die Informationen über Muhannad Malik, um die Sie gebeten haben«, erklärte Belinda Warner. »Die politische Abteilung Clacton hat sie eben rübergeschickt. Wollen Sie sie jetzt haben oder lieber erst morgen?«

Emily nahm die Papiere an sich. »Ist was dabei, was wir nicht schon wissen?«

Belinda zuckte die Achseln. »Also, wenn Sie mich fragen, ein Musterknabe ist er bestimmt nicht. Aber eine Bestätigung werden Sie in dem Bericht nicht finden.«

Emily hatte nichts anderes erwartet. Sie nickte zum Dank, und Belinda Warner ging wieder hinaus. Einen Augenblick später hörte Emily den Klang ihrer Schritte auf der Treppe des schlecht belüfteten Gebäudes, in dem die Polizeidienststelle von Balford-le-Nez untergebracht war.

Ihrer Gewohnheit gemäß sah Emily zunächst einmal den ganzen Bericht rasch durch, ehe sie ihn genauer studierte. Dabei hatte sie vor allem eins im Kopf: Rassenunruhen waren das Letzte, was diese Stadt brauchte, doch der ungeklärte Todesfall auf dem Nez drohte genau das nach sich zu ziehen. Im Juni begann die Touristensaison, und dank der gegenwärtigen Hitzewelle, die die Städter ans Meer trieb, hoffte ganz Balford, dass nach der langen Rezession nun endlich der Aufschwung kommen würde. Aber die erwarteten Besucherströme würden sich gewiss nicht einstellen, wenn Rassenspannungen die Bewohner der Stadt dazu trieben, ihren Konflikt auf der Straße auszutragen, das war allen Geschäftsleuten in Balford klar. Einen Mord zu untersuchen und dabei zu vermeiden, dass es zum offenen Schlagabtausch zwischen den Gruppen kam, das war die heikle Aufgabe, die sie zu bewältigen hatte. Dass Balford gefähr-

lich nahe am Rande eines englisch-pakistanischen Zusammenstoßes stand, war ja an diesem Tag offenkundig geworden.

Überbringer der Botschaft war, unterstützt von seinen Gesinnungsgenossen, Muhannad Malik gewesen. Emily kannte den jungen Pakistani seit der Zeit, als sie noch Streifenbeamtin gewesen war. Damals hatte er, ein Teenager noch, das erste Mal ihre Aufmerksamkeit auf sich gezogen. Emily, die in den Straßen von Südlondon aufgewachsen war, hatte früh gelernt, sich in meist rassistisch motivierten Konflikten zu behaupten, und sich dabei im Lauf der Zeit ein dickes Fell zugelegt, von dem alle Hänseleien über ihre Hautfarbe abprallten. Sie hatte deshalb als junge Polizeibeamtin wenig übrig gehabt für solche Leute, die, wenn ihnen etwas nicht passte, immer gleich Rassendiskriminierung schrien. Und Muhannad Malik war darin schon mit sechzehn ganz groß gewesen.

Sie hatte es sich abgewöhnt, seinen Worten zu trauen. Sie hatte sich ganz einfach geweigert zu glauben, dass jede Schwierigkeit in seinem Leben auf Rassismus zurückzuführen sei. Jetzt jedoch ging es um Mord, und das Opfer war ein Pakistani, der Ehemann in spe von Muhannad Maliks Schwester. Natürlich würde Malik angesichts dieses Mordes versuchen, eine Verbindung zum Rassismus herzustellen, den er überall um sich herum zu sehen behauptete.

Und wenn sich eine solche Verbindung feststellen lassen würde, wäre die Folge genau das, was Donald Ferguson fürchtete: ein Sommer voll Konflikte, Aggressionen und Blutvergießen, auf den die Tumulte dieses Nachmittags einen Vorgeschmack gegeben hatten.

In Reaktion auf die Ereignisse bei der Stadtratssitzung und auf der Straße waren die Telefone auf der Polizeidienststelle heißgelaufen, da die Transparente und Steinwürfe die Bürger von Balford auf die extremistischen Terrorakte gebracht hatten, die in den letzten Jahren überall auf der Welt vorgekommen waren. Einer dieser Anrufe war von der Bürgermeisterin gekommen. Er hatte dazu geführt, dass ein förmliches Informationsansuchen an jene Beamten gestellt worden war, deren Aufgabe es war, die persönlichen Daten solcher Leute zu sammeln, von denen ein Übertreten der gesetzlichen Grenzen am ehesten zu erwarten war. Die Unterlagen, die Emily jetzt in Händen hatte, enthielten das Material, das die zustän-

